

Zeitschrift: Berner Schulblatt
Herausgeber: Bernischer Lehrerverein
Band: 75 (1942-1943)
Heft: 42

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Berner Schulblatt

L'Ecole Bernoise

Erscheint jeden Samstag
Paraît chaque samedi

Korrespondenzblatt des Bernischen Lehrervereins mit Monatsbeilage „Schulpraxis“
Organe de la Société des Instituteurs bernois avec Supplément mensuel „Bulletin Pédagogique“

Redaktor ad int.: P. Fink, Lehrer an der Uebungsschule Oberseminar, Bern, Brückfeldstrasse 15. Telefon 3 67 38.

Redaktor der «Schulpraxis»: Dr. F. Kilchenmann, Seminarlehrer, Wabern bei Bern. Telefon 5 27 72.

Abonnementspreis per Jahr: Für Nichtmitglieder Fr. 12.—, halbjährlich Fr. 6.—, bei der Post abonniert je 25 Cts. mehr.

Insertionspreis: Die viergespaltene Millimeterzeile 14 Cts. Die zweigespaltene Reklame-Millimeterzeile 40 Cts.

Annoncen-Regie: Orell Füssli-Annoncen, Bahnhofplatz 1, Bern. Telefon 2 21 91. Filialen in Zürich, Aarau, Basel, Davos, Langenthal, Liestal, St. Gallen, Schaffhausen, Solothurn, Willisau, Lausanne, Genf, Martigny.



Rédaction pour la partie française: Dr René Baumgartner, Professeur à l'Ecole normale, chemin des Adelles 22, Delémont. Téléphone 2 17 85.

Prix de l'abonnement par an: Pour les non-sociétaires fr. 12.—, 6 mois fr. 6.—, abonnés à la poste 25 cts. en plus.

Annonces: 14 cts. le millimètre, Réclames 40 cts. le millimètre.

Régie des annonces: Orell Füssli-Annonces, place de la gare 1, Berne. Téléphone 2 21 91. Succursales à Zurich Aarau, Bâle, Davos, Langenthal, Liestal, St-Gall, Schaffhouse, Soleure, Willisau, Lausanne, Genève, Martigny.

Ständiges Sekretariat des Bernischen Lehrervereins: Bern, Bahnhofplatz 1, 5. Stock. Telefon 2 34 16. Postcheckkonto III 107
Secrétariat permanent de la Société des Instituteurs bernois: Berne, place de la gare 1, 5^e étage. Tél. 2 34 16. Compte de chèques III 107

Inhalt - Sommaire: Die Dichter und Maler der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Bürger und Schweizer. — † Simon Gfeller. — Aus dem Bernischen Lehrerverein. — Buchbesprechungen. — Verschiedenes. — Terminologie scolaire. — † Dr Edouard Vittoz. — Assemblée générale extraordinaire de la SIPSP. — Lettre de la SIPSP à la Direction de la Caisse d'assurance des instituteurs bernois. — Mitteilung des Sekretariats.

19. Januar und 26. Januar 1943:

2 Vorträge von **Prof. F. Eymann**, Bern,
über:

Wilhelm Jordan (1819–1905)
und sein grosses Epos:

NIBELUNGE

2. Februar: Rezitationen aus Jordans Nibelunge

Jeweilen Dienstag abend, 20 Uhr, Zunftsaal zu Mittellöwen,
Amthausgasse 6, I. Stock. Eintritt Fr. 1.75. Erwerbslose frei.

Arbeitsgemeinschaft für Freies Geistesleben, Bern

Melchsee

Obwalden

im Herzen der Zentralschweiz
1920 m über Meer

Vom November bis Mai stets Sonne und Schnee und behagliche
Unterkunft im

HOTEL REINHARD am See

Prospekte! Eigene Bergbahn. Telefon 881 43

Grösstes bernisches

Verleihinstitut für Trachten- u. Theaterkostüme
Gegründet 1906

H. Strahm - Hügli, Bern

198

Kramgasse 6 — Tel. 283 43

Schulhefte Notizcarnets

unsere Spezialität seit Jahrzehnten!

Vorzügliche Papierqualitäten. Grösste Auswahl in
Lineaturen und Formaten. Offerten oder Vertreter-
besuch auf Wunsch

KAISER & Co. A.G., Bern

Markt-gasse 39-41 . Gegründet 1864

Adelboden Hotel Adler und Kursaal
Fröhlicher Winterbetrieb im Hotel und
im Kursaal
Pensionspreis ab Fr. 12.75, Pauschalpreis pro Woche ab Fr. 115.50.



BERN, Von Werdt-Passage, Tel. 3 26 85

256

Bekannt für gut und preiswert

Vereinsanzeigen.

Einsendungen für die **Vereinsanzeigen** der nächsten Nummer müssen **spätestens bis nächsten Mittwoch** in der Buchdruckerei Eicher & Roth, Speichergasse 33, Bern, sein. Dieselbe Veranstaltung darf nur **einmal** angezeigt werden.

Alle Einsendungen für den Textteil an die Redaktion.

Offizieller Teil.

Sektion Bern-Stadt des BLV.

Der **Zeichnungskurs** für die Oberstufe beginnt Dienstag den 19. Januar, 20 Uhr, im Schulhaus Grabenpromenade.

Berner Kulturfilm-Gemeinde. Sonntag den 17. Januar, 10 Uhr 40, im Cinéma Splendid, Filmreportage: «Länder der Zukunft». In eindrucksvollen Bildern gelangen wir über Bermuda nach Venezuela und der holländischen Kolonie Curaçao und Columbien. Ganz besonders interessant sind die Bilder des Panamakanals, dem heute im Vordergrund des Weltinteresses stehenden Verbindungsweg zwischen dem Atlantik und Pazifik.

Sektion Saanen des BLV. 2. Kurstag zur Einführung ins neue Kirchengesangbuch Mittwoch den 20. Januar, 13 $\frac{1}{2}$ Uhr, in der St. Annakapelle in Saanen. Referent Herr Pfr. Lauterburg: «Das neue Kirchengesangbuch im Jugendunterricht».

Sektion Oberhasli des BLV. Sektionsversammlung Donnerstag den 21. Januar, 14 Uhr, im «Rössli» in Meiringen. Traktanden: 1. Protokoll und Mitteilungen. 2. Diskussion des Verhältnisses Lehrerschaft—Schulinspektor. 3. Stellungnahme zu den Eingaben an den Kantonalvorstand (Schulblatt Nr. 31) betreffend: a. Abänderung des Schulgesetzes vom Jahr 1894; b. obligatorische Kurse zur Einführung in die Ziele des Vorunterrichtes; c. Sommerzeit. 4. Hinweis auf einige literarische Neuerscheinungen durch Frau Stähli, Balm. 5. Allfälliges.

Sektion Herzogenbuchsee-Seeberg des BLV. Die Mitglieder werden ersucht, bis 30. Januar folgende Beiträge für die Stellvertretungskasse auf Postcheck-Konto IIIa 738 Langenthal einzuzahlen: Primarlehrer Fr. 4, Primarlehrerinnen Fr. 7. 50.

Sektion Aarwangen des BLV. Die Primarlehrerschaft wird ersucht, bis spätestens 30. Januar den Beitrag für die Stellvertretungskasse pro Wintersemester 1942/43 auf Postcheckkonto IIIa 200 einzuzahlen: Lehrerinnen Fr. 7. 50, Lehrer Fr. 4.

Sektion Seftigen des BLV. Die Primarlehrerschaft wird höflich ersucht, die Beiträge für die Stellvertretungskasse pro Wintersemester 1942/43 bis 31. Januar einzuzahlen auf Konto III 5121 BLV, Sektion Seftigen: Primarlehrer Fr. 4, Primarlehrerinnen Fr. 7. 50. Zahlungstermin innehalten!

Schwaller
Möbelfabrik Worb
E. Schwaller AG., Tel. 7 23 56

Auch Ihre Möbelwünsche können wir erfüllen. Extra-Anfertigungen sind persönlich, aber nicht teurer

267

Alder & Eisenhut
Schweizerische Turn-, Sport- und Spielgerätefabrik
Küsnacht-Zh.

Das Spezialhaus für
sämtliche Turn- und Spielgeräte
der Schulen, Vereine und Private

48

Direkter Verkauf ab Fabrik

Nichtoffizieller Teil.

Sektion Oberraargau des Evang. Schulvereins. Sitzung Mittwoch den 20. Januar, 14 Uhr, im «Kreuz» in Herzogenbuchsee. Traktanden: 1. Bibelbetrachtung über Matth. 24, 6—14. Einleitung durch Herrn Pfr. Dürr, Bern. 2. Vortrag von Herrn Pfr. Dürr über: «Borneo-Erinnerungen». Gäste willkommen! «Lieder» mitbringen!

Nationale Erziehung. Infolge anderweitiger Benutzung des Rathauses in Bern muss die Besichtigung durch die Primarlehrerschaft der Kirchgemeinden Burgdorf, Hasle, Heimiswil, Kirchberg, Koppigen, Oberburg und Wynigen auf **Samstag den 6. Februar** verschoben werden. Beginn punkt 15 $\frac{1}{2}$ Uhr. Die Anmeldungen haben gemeindeweise zu erfolgen an Walter Marti, Oberburg, damit die Eintrittskarten frühzeitig zugestellt werden können. Kollektivfahrkarten bitte gemeindeweise bestellen. Gäste sind willkommen.

Langenthal. Oeffentlicher Vortragszyklus von Prof. Eymann: «Die Gegenwartsrätsel im Lichte von Goethes Faust.» Alle 14 Tage, Freitags 20 Uhr, im Hotel Bahnhof. Beginn: 22. Januar. Eintritt Fr. 1. Veranstaltet vom Gotthelf-Zweig der Anthroposophischen Gesellschaft.

Lehrergesangsverein Bern. Proben Dienstag den 19. Januar, 20 Uhr, in der Aula des Progymnasiums; Samstag den 23. Januar, 16 Uhr, im Blaukreuz, Zeughausgasse 39, II. Stock.

Lehrergesangsverein Interlaken. Probe Mittwoch den 20. Januar, 15 $\frac{3}{4}$ Uhr, im Hotel Jura.

Lehrerturnverein Oberemental. Uebung Dienstag den 19. Januar, 16 Uhr, in der Primarturnhalle. Bei günstigen Schneesverhältnissen Skifahren.

Lehrerturnverein Bern. Ende Januar wird der Jahresbeitrag der Aktiven pro 1943 per Nachnahme erhoben. Die Quittungen können auch in der Turnstunde vom 22. Januar eingelöst werden.

Lehrerturnverein des Amtes Interlaken. Wegen militärischer Besetzung der Turnhalle musste der Beginn des Turnens um acht Tage verschoben werden. — Erste Turnübung nach den Winterferien Freitag den 22. Januar, 17 Uhr, in der Turnhalle der Sekundarschule Interlaken. — Spezielle Einladung an Neueintretende.

Lehrerturnverein Burgdorf und Umgebung. Wiederaufnahme des Trainings Freitag den 22. Januar, 17 $\frac{1}{4}$ Uhr, in der Sägemühle-Turnhalle Burgdorf. Neue Mitglieder sind jederzeit willkommen.

Töchterhandelsschule der Stadt Bern

Allgemeine und berufliche Ausbildung, Vorbereitung für den Dienst in kaufmännischen Betrieben, in Verkehrsanstalten und in der Verwaltung.

Stellenvermittlung durch die Schule für Absolventinnen und für ehemalige Schülerinnen.

Zum Eintritt in die unterste Klasse sind erforderlich das zurückgelegte 15. Altersjahr und Sekundarschulbildung. Besonders befähigte Schülerinnen aus Primarschulen mit Französischunterricht können aufgenommen werden.

Das jährliche Schulgeld beträgt Fr. 80. Unbemittelten Schülerinnen werden, soweit möglich, Freiplätze und Stipendien gewährt.

Schriftlichen Anfragen um Auskunft beliebe man Rückporto beizulegen.

Die **ordentliche Aufnahmeprüfung** findet statt: Montag und Dienstag den 15. und 16. Februar 1943, von morgens 8 Uhr an, im Schulhaus Ferdinand-Hodlerstrasse 3 (Eingang zurzeit Speichergasse 4 durch den Schulhof). Die Angemeldeten haben sich ohne besondere Einladung hiezu einzufinden.

Eine **Nachprüfung** für Mädchen, die aus triftigen Gründen an der ordentlichen Prüfung nicht teilnehmen können, findet statt: Dienstag den 27. April 1943, von morgens 8 Uhr an, im Schulhaus Ferdinand-Hodlerstrasse 3 (Eingang zurzeit Speichergasse 4 durch den Schulhof).

Anmeldungen, mit einer kurzen Darlegung des Bildungsganges, mit Zeugnissen und Geburts- oder Heimatschein, sind bis Samstag den 6. Februar 1943 zu richten an den

Vorsteher **Portmann**,

Die Dichter und Maler der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Bürger und Schweizer.

(Künstlertum und nationales Empfinden.)

Von Dr. Ernst Feuz, Gymnasiallehrer, Bern. (Fortsetzung.)

Nicht minder als Rom und Italien zog *Frankreich*, namentlich sein kulturelles Zentrum, Paris, die Schweizerkünstler jener Zeitepoche an. In dieser lebendigen Metropole aber war es ihnen unmöglich, nur der Natur und der Vergangenheit zu leben, hier drängte die Gegenwart zur Auseinandersetzung. Hier mehr als in Italien fühlte sich der alamannische Schweizer zur Stellungnahme gedrängt, in dem Wesenskonflikt zwischen dem deutschen und romanischen Menschen. Hier — nicht in Italien — fühlte er sich in einer ihm wesensfremden, wesensfremden Umgebung, und bei manchem erwachte gerade hier sein deutsches Empfinden.

Albert Anker allerdings, dessen Wurzeln im bernischen Seeland in alamannisches und romantisches Erdreich sich gestreckt und der fast zeit seines Lebens sein Jahr zwischen Ins und Paris geteilt, empfand den Gegensatz kaum, ja, er fühlte sich im sprudelnden Leben der Seinestadt angeregt und zu Hause. Hatte doch auch die Sprache des Landes seine angestammte verdrängt durch den Aufenthalt in Neuenburg in den Jugendjahren und die welsche Verwandtschaft. Er schreibt seiner Tante, Charlotte Anker: « J'avoue un peu à ma honte, que je pense très peu au pays, je suis tellement content de mon séjour ici, que je vis à Paris de cœur et d'âme et je risque de devenir tout à fait Parisien. » Auch er vergleicht mit Deutschland — und der bernischen Heimat: « C'est drôle — sagt er —, on s'acclimate facilement ici, bien plus facilement qu'en Allemagne; on a ses occupations, ses amis, ses petits cercles, et cette vie facile, remplie et agréable a un peu l'effet du Lotus dont parle Homère. De vrai, il y a une chose curieuse ici: on a presque constamment la tête montée; on passe par mille impressions différentes, on voit tant de choses, on est si pressé de travailler et il y a tant d'émulation, qu'il est très, très rare qu'on puisse s'asseoir tranquillement. Même quand on ne bouge pas et qu'on fume paisiblement sa pipe après dîner, le cœur bouillonne néanmoins, les pensées voltigent au loin, ce n'est pas comme à Berne où l'on passait de longues soirées assis, comme des sphinx d'Égypte, devant une chaise où on ne se dérangeait de paisibles considérations que pour demander de nouvelles bières et pour rallumer la grande pipe classique. Il est positif qu'ici on travaille plus vivement qu'ailleurs: les ouvriers, les artistes, les blanchisseuses, les professeurs, les savants, tous sont pres-

sés: l'ouvrage à peine commencé, devrait être terminé et livré. »

Aber das war es gerade, was schwerblütigere Alamannen als Anker einer war, abstieß. Sie sahen hinter dem Getriebe das, worum es ihnen bei den Franzosen allein zu gehen schien: den materiellen Erfolg! Koller, der mit Böcklin zusammen in Paris sich aufgehalten, schrieb: « Das französische Wesen und Leben ist nichts Gemütliches, nichts Herzliches, scheinbar freundlich, gefällig, im Grund abstossend, kalt. Es kümmert sich keiner um den andern, jeder sucht materiellen Nutzen vom andern zu ziehen. Lauter Kaufleute, Schacherer, Juden, Spitzbuben usw. Ich will nicht sagen, dass es unter den Franzosen nicht auch rechte und besonders sehr generöse Menschen gibt und gewiss viele. Aber man muss sich gewaltig in acht nehmen, mit wem man zu tun hat. »

Ja, selbst der weltgewandte Geniesser Frank Buchser ist von Paris und seinen Menschen angewidert: « Wenn mich Paris nicht an die schöne Helena erinnern würde, so würde ich zu seiner Zerstörung und zur sämtlichen Ausrottung der Pariser stimmen. Wenn man so einen echten Geck finden will, so muss man halt doch nach Paris gehen, eine Modepuppe von papier mâché et poitrine ouattée », notierte er in seinem Tagebuche.

Von tiefster Abneigung gegen Paris und Frankreich war vor allem Arnold Böcklin erfüllt. Ob es daran lag, dass seine Studien dort zu keinem rechten Erfolge geführt? « Wenn er dem Fürsten Bismarck — dessen Verehrer er war — eines nie ganz verzeihen konnte — schreibt Wyss in seinen Erinnerungen an den Maler — so war es das, dass er mit dem Franzosentum nicht säuberlich genug aufräumte. Nach Böcklins Ansicht hätte kein Frankreich mehr übrig bleiben sollen. » Einem Anerbieten eines namhaften französischen Schriftstellers gegenüber, der Böcklin zum Ausstellen in Paris bewegen wollte, antwortete er mit schroffster Ablehnung: « Ich wünsche von Franzosen nicht bewundert zu werden. »

Auch Karl Stauffer fühlt sich vom französischen Wesen nicht angezogen, wie er von Deutschland aus die Pariser Frühjahrsausstellung besuchte: « Morgen früh reise ich fort aus Babylon — schreibt er an Lydia Welti — und schüttle den Staub von meinen Füßen. Das Gefühl, das ich von hier mitnehme, ist kein gerade erhebendes: 1. Der Deutschenhass, der auf alles, was deutsch aussieht, sich ausdehnt, lässt einem nicht los, es ist so toll, dass ich es nicht geglaubt hätte, wenn ein anderer es mir gesagt. 2. Macht sowohl das ganze Paris als besonders die Kunst mit einigen wenigen allerdings sehr lobenswerten Ausnahmen den Eindruck der Decadence, der Zerfahrenheit, sie kommen über

das Theater nicht hinaus, die Herren ... Alles ist Pose.»

Und Albert Welti findet:

«Das Renommieren haben die Franzosen übrigens vielmehr los, als ich früher annahm, der gallische Hahn hat seine Berechtigung.» Auch findet er sie wenig musikalisch. «Die Cafés chantants haben mich ganz entsetzt und fast mehr noch, wie die Franzosen dem Blödsinn stundenlang mit Aufmerksamkeit zuhören können.»

Für den deutschsprachigen Dichter war ein Studienaufenthalt in Frankreich nicht eine Notwendigkeit, er fand dort zum vornherein weniger Anregung als der Maler. Gottfried Kellers Wege führten ihn denn darum auch nie nach Frankreich. Er hatte für Frankreich, auch das literarische, zeitgenössische namentlich, nichts übrig. Er schreibt an Paul Heyse:

«Ich las nämlich Daudets letzten Roman ‚Sapho‘. Daudet, der wohl weiss, was gut und liebenswürdig ist, ist mit verhängtem Zügel der ‚Nana‘ nachgeritten und glücklich dort angekommen, wo es unaufhörlich stinkt! Was liegt denn der Welt an den ewigen Lebensläufen dieser Pariser Huren und an ihrem täglichen, ja stündlichen Lakenreissen? Nichts! Aber den unseligen Autoren liegt an ihrer Industrie und Konkurrenz, sie sind eben die gleichen Glücks- und Geldsüchtler wie die Tröpfe, die sie beschreiben, und da es mehr unanständige und unwissende Leser gibt als anständige und gebildete, so ist die Rechnung bald gemacht, und das edle und wohlgeborene Töchterchen Phantasie wird in den Sumpf gestossen. Was Zola betrifft, so ist derselbe von Haus aus ein gemeiner Kerl.» Nicht aus der direkten Kenntnis von Land und Volk, sondern von der Literatur her bildet sich Keller also sein Urteil über die Franzosen, von daher stammt seine tiefgehende Abneigung gegen französisches Wesen und daraus auch seine politische antifranzösische Einstellung, die er mit Aerger im Gegensatze erkennt, zu derjenigen eines Grossteils seines eigenen Volkes.

Conrad Ferdinand Meyer stand bekanntlich dem französischen Wesen viel näher durch seine längern Aufenthalte in seiner Jugend in der französischen Schweiz und durch die von da angeknüpften freundschaftlichen Beziehungen zu geistig hochstehenden Vertretern der romanischen Kultur. Seine Kenntnis der französischen Literatur und Geschichte war darum eine tiefgehende, und die französische Sprache wurde ihm fast zur zweiten Muttersprache. Das so in ihm lebendig und liebgewordene Frankreich war das geistige Frankreich, mehr das der Vergangenheit als dasjenige der Gegenwart. Voller Erwartung reist er denn zu einem Studienaufenthalt nach Paris — der ihn ernüchtert!

«Das Gute hat Paris — schreibt er der Schwester —, dass es alle Träumereien beseitigt. Dieser Lärm und dies Rennen lässt das innere Leben gänzlich verstummen; man geht seinen Geschäften nach, isst und trinkt, und ist eigentlich weder glücklich noch unglücklich, weil man sein eigenes Wort nicht, geschweige sein Herz versteht. Da ist nur ein Gott: das Geld und der Erfolg.»

Immer wieder kommt er auf die Franzosen zu sprechen, immer wieder mit demselben innern Frösteln: «Der Eigennutz — sagt er — trägt sich hier so unverhüllt und naiv, dass man manchmal laut lachen muss. Da schwimmt keine Farbe oben auf, da liegt alles klar zutage. Die Französinen, Gott bewahre und behüte jeden ehrlichen Mann davor, je ne dis que cela. Es ist wahr, Pater Felix donnert dagegen in Notre-Dame, er donnert gegen die Krinoline, das Börsenspiel und wie die Laster alle heissen; aber das Schlimmste ist, dass die Franzosen über alles lachen, über ihre eigene Verworfenheit, wie über den Pater Felix ... Die Französinen, nach Theater und öffentlichen Spaziergängen zu urteilen, widerstehen mir mit ihrem herzlosen Lachen, dem Leichtsinne, mit dem sie alles zeigen; bei allem diesem Schmeicheln und Schöntun blickt ihnen die kälteste Berechnung aus den verdrehten Augen. Schlangen ...» Meyer fühlt sich «jeden Tag von den Schätzen der Kunst und den Monumenten der Geschichte mehr gefesselt und vom Volkscharakter mehr angewidert. Und doch sind auch die Franzosen — sagt er weiter — kein schlechtes, ja in vielen Punkten ein tüchtiges Volk. Aber abgesehen vom Leichtsinne der Geschlechter, der entsetzlich ist und dann, beim Heiraten, in die kälteste Berechnung umschlägt, abgesehen von ihrer Genußsucht, die ich nicht verstehe, tadle ich an ihnen ihre kindliche Unselbständigkeit und ihren Mangel an Sinn für politische Freiheit, das edelste aller irdischen Güter. Der Staat ist hier alles und sollte, nach mir, so wenig als möglich sein ...» So urteilt er 1857, in der Aera Napoleons III. also. Aber das kulturelle Erbe der Vergangenheit und der Zauber der französischen Metropole fesseln ihn immer wieder aufs neue, das Volk der Zeit aber stösst ihn ebenso oft wieder ab. «Ein Blick auf die grundgescheiterten und gründlich leichtfertigen Männergesichter, die klugen und eigennützigsten Augen und die gefräßigen Zähnchen der Pariserinnen wird mich belehren, dass die Poesie wirklich eingeschifft und verweist ist», sagt er bei der Betrachtung von Gleyres ‚Illusions perdues‘. «Ich bin ganz ordentlich wohl und eigentlich jeden Tag neu bezaubert, werde aber die ernste Nahrung, wonach mich verlangt, nur in Deutschland finden.»

*

Deutsch empfand C. F. Meyer denn auch, wiewohl er das Land erst spät aus direkter Betrachtung kennen lernte, immer ausgeprägter. Erst 1880, nachdem er Italien und Frankreich längst gesehen, kam er auf kurzen Fahrten nach Deutschland. «Entre nous — gesteht er F. Bovet — l'Allemagne que je n'avais jamais vue jusqu'à aujourd'hui, m'a fait une grande impression.» «Blitzschnell, in vierzehn Tagen — berichtet er Adolf Frey — habe ich das deutsche Reich durchheilt und dennoch starke Eindrücke empfangen.»

Gottfried Keller andererseits hatte auf die direkte Bekanntschaft Italiens und Frankreichs leicht verzichten können, dagegen fällt seine Reifezeit in die Jahre von München und namentlich in die von Heidelberg und Berlin. Fast ein Jahrzehnt hat er

zusammengerechnet in Deutschland zugebracht. Mit dem Staatsstipendium eine Reise in den Orient unternehmen? Das fiel ihm nicht ein. «Ich habe mehr Lust in Deutschland zu bleiben; denn, wenn die Deutschen immer noch Esel sind in ihrer Politik, so bekommen mir ihre literarischen Elemente um so besser», erklärt er in seiner unübertrefflich träfen Art.

Heinrich Leuthold ist nach unstäten Italienfahrten schliesslich in Deutschland geblieben bis zu seiner Ueberführung ins Burghölzli am Ende seines kurzen Lebens, so dass Ermatinger von ihm sagt, er sei «gesinnungsmässig völlig zum Deutschen geworden».

Die Maler alle, Böcklin, Koller, Zünd, Stauffer und Welti hatten längere Studienjahre und einige unter ihnen gar Jahre und Jahrzehnte ihrer fruchtbarsten Tätigkeit in Deutschland zugebracht. Buchser allein hat Deutschland nur flüchtig berührt und blieb seinem Einfluss fern. Aber selbst Anker, der der einzige geblieben, dem Frankreich viel bedeutete und der sich dort wohl fühlte, der der einzige war, der französisch und nicht deutsch empfand, selbst Anker ist von seinen Deutschlandaufenthalten beeindruckt. Zunächst als Theologiestudent 1852 in Halle: «Je ne crois pas m'ennuyer jamais, car je trouve la nature aussi belle ici que chez nous. Au point de vue intellectuel, il y a des ressources que nous n'avons pas en Suisse.» Im Alter, als er als Beauftragter der eidgenössischen Kunstkommission Deutschland in Kunst- und Ausstellungsangelegenheiten bereiste, ist er überrascht von der Zuvorkommenheit der Deutschen. «J'ai trouvé les Berlinoises les plus agréables gens du monde et dans nos délibérations, ils ont toujours été des gentlemen, tandis que d'autres pays étaient avides et tiraient la couverture à eux», meldet er Paul Robert. Erheiternd ist es zu sehen, wie ihm ungewohnte Kleinigkeiten auffallen, über die er seiner Gattin berichtet: «Les gens de Berlin viennent faire des pique-niques dans le parc et afin qu'ils ne laissent pas traîner de papiers par terre, des corbeilles sont fixées aux arbres auprès de nombreux bancs.» Halb belustigt es ihn, dieses geordnete und geregelte Leben zu sehn, halb beeindruckt es ihn: «Tout est taxé, tarifé, et personne n'a l'air de penser qu'on peut vivre autrement que par le tarif.» «Ein Teil unseres Volkes hält sich für solche Teufelskerle wie die Franzosen — hatte G. Keller geschrieben — und zwar weil sie ahnen, dass es leichter ist, denselben zu gleichen, als den Preussen.»

Selbst das Preussentum verfehlte also seinen Eindruck auf die doch sonst dafür weniger empfänglichen alamannischen Schweizer nicht.

Karl Stauffer berichtet nach Hause: «Den Kaiser habe ich jetzt öfter gesehen. Es ist ganz merkwürdig, wie dieser 84jährige Greis noch ganze Paraden von Armeen abnimmt und dabei noch vier Stunden stramm zu Pferde sitzt und Galopp und Trab reitet. Es ist fast, als ob er von Stahl und Eisen wäre. Er ist alle Morgen um 6 Uhr schon fertig und nimmt Vorträge seiner Minister an. Er schläft nur auf einem eisernen Soldatenfeldbett,

das er auch im Krieg mithatte, auf einer Matratze mit einer Decke. Es ist begreiflich, dass ein Staat, in dem die Disziplin und die Pflichttreue so von denen geübt wird, die es ja doch ganz bequem sich machen könnten, dass da eine Armee ist, die schlechterdings nicht besiegt werden kann.»

Unzweideutig geht also aus dem bisher Gesagten schon hervor, wie die deutschschweizerischen Dichter und Maler der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fast ausnahmslos stark unter dem Eindruck Deutschlands, d. h. unter dem Eindruck deutschen Wesens und Geistes standen, mit ausgesprochener Ablehnung des Franzosentums als bewusstem Gegensatz zum Deutschtum. Beeinträchtigte diese betonte Bewunderung der Nation ihrer Abstammung ihr nationales Denken und Fühlen, ihre schweizerische Gesinnung oder war sie damit vereinbar?

*

«Man schreibt in seinem Lande und aus demselben heraus; aber wenn etwas daran sein soll, so muss es immer auch noch für andere Leute geschrieben sein», erklärte Gottfried Keller gegenüber J. V. Widmann. «Jener Aufsatz — schreibt er an Freiligrath über eine in einer englischen Zeitschrift erschienene Arbeit, worin seiner Erwähnung getan wurde — jener Aufsatz hat nur den Fehler, dass er meine Wenigkeit als eine spezifisch schweizerische Literatursache behandelt, während ich mich gegen die Auffassung, als ob es eine schweizerische Nationalliteratur gäbe, immer auflehne. Denn bei allem Patriotismus verstehe ich hierin keinen Spass und bin der Meinung, wenn etwas herauskommen soll, so habe sich jeder an das grosse Sprachgebiet zu halten, dem er angehört.» Daraus entspringt konsequenterweise auch Kellers Einstellung zur Frage von Dialekt und Schriftsprache. «Es scheint mir — sagt er — dass etwas Barbarisches darin liege, wenn in einer Nation alle Augenblicke die allgemeine Hochsprache im Stiche gelassen und nach allen Seiten abgesprungen wird, so dass das Gesamtvolk immer bald dies, bald jenes nicht verstehen kann und in seinem Bildungssinn beirrt wird... Natürlich gewinnt die gesamte Nationalsprache, wenn die Stämme und Provinzen ihre Idiome kultivieren und festhalten, aber ich glaube, man sollte die Uebung den Quernaturen überlassen.»

«Langweilig ist das Geschwätz der Verehrer — des Dialekts nämlich, sagt er ein andermal — als ob die Herrlichkeit ganz unübersetzbar wäre und durchaus nur in der Ursprache genossen werden müsse... In Zürich haben wir einen solchen Dialektvirtuosen (August Corrodi), der hat den Robert Burns in den Zürcherlanddialekt übersetzt und behauptet, nur in diesem werde der schottische Dichter wieder geniessbar.»

So verschieden die beiden Dichter sonst auch sein mögen, in diesem Punkte decken sich Kellers Anschauungen vollkommen mit denen C. F. Meyers. Dieser schrieb seinem Verleger Haessel in Leipzig: «Die 'Bibliothèque universelle' hat mich auffordern lassen, was ich schreibe, gleichzeitig in ihren Spalten französisch erscheinen zu lassen und will die Uebersetzung besorgen: ein Vorschlag, der mir einen fast lächerlichen Eindruck gemacht hat und sich daraus

erklärt, dass ich eben lang in Genf und Lausanne gelebt habe... Es hängt ferner mit den Träumen von einer spezifisch schweizerischen Literatur zusammen, die ein barer Unsinn sind.» An Hugo Blümer, den Vorsitzenden der deutschen Philologentagung, schreibt C. F. Meyer: «Sie wissen, wieviel ich Deutschland, woher mir so viele Ermutigungen, und stets zur rechten Stunde gekommen sind, zu danken habe. Solches gelegentlich zu bezeugen, hat mir stets Freude gemacht. Aber auch ganz abgesehen von meinem persönlichen Verhältnisse zur deutschen Literatur, habe ich die allgemeine Ueberzeugung, dass Zusammenhang und Anschluss an das grosse deutsche Leben für uns Schweizer etwas Selbstverständliches und Notwendiges ist. Ja, ich habe die Stärkung dieses Bedürfnisses stets als den Gradmesser gründlicher Bildung betrachtet. Es ist nach meiner Ueberzeugung ein unermessliches Gut, dass wir unbeschadet unserer Eigentümlichkeit, einem weitem sprachlichen Gebiete und einer grossen nationalen Kultur angehören und uns nicht, wie etwa die Holländer, in einem engen partikularen Kreise bewegen.» Und in einem Artikel in der deutschen Zeitschrift ‚Sturm und Not‘ schrieb Meyer u. a.: «Der schweizerische Schriftsteller soll das Bewusstsein der staatlichen Selbständigkeit seiner Heimat und dasjenige ihres nationalen Zusammenhanges mit Deutschland in gleicher Stärke besitzen.»

Sowohl Keller wie Meyer also anerkennen ein kulturelles Eigendasein der Schweiz nicht und scheinen es auch nicht zu wünschen. Für sie gehört die deutsche Schweiz «der grossen nationalen Kultur» Deutschlands an. Von dieser Anschauung gehen auch die Maler aus, soweit sie sich dazu äussern. Für Böcklin gibt es nur eine deutsche Kunst, und Welti sagt in einem Briefe an Rose: «... und deutsch müssen wir wieder werden, wie wir's vor der Reformation gewesen sind...» Natürlich meint er das nicht politisch, vielmehr hat er dabei die Unabhängigkeit der deutschen von der romanischen Kunst im Auge. Das «wir» aber zeigt, wie es auch für ihn eine Selbstverständlichkeit war, die Schweiz als Teil des Deutschtums zu betrachten, wie ferne ihm der Gedanke einer besondern schweizerischen Kunst lag.

Darin stimmen sie also überein, Maler und Dichter der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts: Sie negieren eine besondere schweizerische Kunst und Literatur und damit im Grunde die Existenz einer besondern schweizerischen Kultur! Das Schweizerische reduziert sich damit auf die Tatsache der politischen Unabhängigkeit. Wie stark dabei ein schweizerisches Nationalgefühl noch sein kann, hängt deshalb ab vom Grade des politischen Interessiertseins überhaupt und von dem an den schweizerischen politischen Verhältnissen im besondern. Wie ausgeprägt das nun bei Gottfried Keller der Fall war, wissen wir. Ich möchte in diesem Zusammenhange nur die letzten Verse seines Sonettes «Nationalität» zitieren, wo er sagt:

Denn einen Pontifex nur fasst der Dom:
Das ist die Freiheit, der polit'sche Glaube,
Der löst und bindet jede Seelenkette!

Diesem Grundsatz, dass das politische Ideal der Freiheit die Schweiz zur Nation mache, verlieh er auch schon frühe, in der Münchnerzeit schon, Ausdruck in einem Artikel «Vermischte Gedanken über die Schweiz», worin er sich gegen die – wie er sagt – «vorsätzliche Nichtbeachtung unseres Nationalcharakters» von seiten der Deutschen wendet u. a. mit den Worten: Der «Nationalcharakter der Schweizer besteht nicht in den ältesten Ahnen, noch in der Sage des Landes, noch sonst in irgend etwas Materiellem, sondern er besteht in ihrer Liebe zur Freiheit, zur Unabhängigkeit, er besteht in ihrer ausserordentlichen Anhänglichkeit an das kleine aber schöne und teure Vaterland; er besteht in ihrem Heimweh, das sie in fremden, wenn auch den schönsten Ländern befällt.»

«Wer mein Land lobt und rühmt, dem kann ich nicht böse sein», sagte er später einmal. Und in seinem Artikel im «Bund» vom 19. Oktober 1860 erklärte er: «Die Schweiz, wie sie ist, befriedigt uns vollkommen; sie haben wir zu erhalten, und das ist Arbeit genug in den kommenden Tagen». Wie sehr er aber selbst in der besondern politischen Ordnung unseres Landes den Ausfluss germanischen Wesens erblickt, zeigen die Schlussworte des gleichen Artikels, wo er sagt: «... Soviel ist richtig, dass auch wir ein unsterbliches Geschlecht von Gaffern haben, die nach Frankreich gaffen und nicht eher klug werden, als bis sie eine tüchtige Kelle voll Elend in den offenen Mund bekommen haben. Wem Frankreich wirklich was geben kann, der nehme es mit Dank an. Uns kann es nichts geben, sondern nur nehmen, und unsere Bundesverfassung, das erste brauchbare Originalgewächs seit dem Untergang der alten Eidgenossenschaft, ist das Erzeugnis unseres germanischen Saftes und Blutes, so gut wie die alten Briefe der grossen Zeit.» — Weil auch bei Gottfried Keller der nationale Gedanke also auch einseitig im Politischen verwurzelt ist, so ist ihm auch der Gedanke an die immerwährende Existenz der Schweiz nicht so selbstverständlich, wie er uns seither geworden ist. Denn das Politische ist zu wandlungsfähig, um eine sich immer gleichbleibende Situation zu gewährleisten. Hieraus erklärt sich Kellers Haltung in der bekannten Trinkspruchangelegenheit anlässlich eines Abschiedsbankettes für einen von Zürich nach Strassburg berufenen deutschen Professor im März 1872, wo er auf einen in ferner Zukunft vielleicht möglichen Anschluss der Schweiz an Deutschland toastierte und sich auf deswegen an ihn gerichtete Angriffe folgendermassen verteidigte:

«Vorderhand bin ich, wenn unsere neue Bundesverfassung, wie ich hoffe, angenommen sein wird, noch lange zufrieden mit unserem Vaterlande und seiner Stellung zu der übrigen Welt, und ich gehöre nicht zu denen, welche eine gänzliche Zentralisation befürchten. Vielmehr halte ich dafür, dass die Kantone erst recht Zeit und Gelegenheit finden werden, für den edleren Teil menschlichen Daseins zu sorgen und darin zu wetteifern. Sollte es sich dagegen nicht so verhalten, sollte diejenige Richtung zum Ziele gelangen, welche auch das jetzt Gebotene nur als Abschlagszahlung betrachtet und den förm-

lichen Einheitsstaat einführen, somit den alten Bund mit seinem fünfhundertjährigen Lebensprinzip aufheben will, so halte ich dafür, dass durch das Herausbrechen des eidgenössischen Einbaues der Kantone eine Höhlung entstehen wird, welche die Aussenwand unseres Schweizerhauses nicht mehr genug zu stützen imstande ist; es beruht diese Meinung nicht auf staatsrechtlichen Theorien, sondern auf psychologischen Erfahrungen. Eine im Innern so ausgeräumte Schweizerrepublik aber würde ihre Kraft und altes Wesen wiedergewinnen, wenn sie in freiem Verein mit ähnlichen Staatsgebilden zu einem grossen Ganzen in ein Bundesverhältnis treten könnte, und dass dieses mit Deutschland einmal möglich sein könnte, war eben die Voraussetzung obigen Trinksprüche. Wenn ich für einen solchen Anschluss, ein solches Unterkommen in künftigen Weltstürmen mit Vorliebe an Deutschland dachte, so geschah es, weil ich mich doch lieber dahin wende, wo Tüchtigkeit, Kraft und Licht ist, als dorthin, wo das Gegenteil von alledem herrscht. Einstweilen wollen wir nicht um des Kaisers Bart streiten.»

Ja, streiten wir nicht um des Kaisers Bart. Unserm heutigen Empfinden fällt es wohl nicht leicht, die geäusserte Kellersche Auffassung in vollen Einklang zu bringen mit derjenigen eines ungeteilten schweizerischen Patriotismus. Und dennoch haben wir keinen Grund, bei Keller ernsthaft daran zu zweifeln, weil Leben und Werk des grossen Dichters keinem solchen Zweifel Raum lassen. Jene Zeit war eben nicht die unsere, Auffassungen und Gefühle aber werden immer bestimmt durch die Verhältnisse der Zeit.

Anders liegen die Dinge wohl bei denen, die nicht, wie Keller, mit jeder Faser ihres Seins den politischen Idealen des Landes verpflichtet waren, bei denen, die den politischen Mächten und Konzeptionen des Auslandes sich näher verbunden fühlten. Bei solchen konnte die Flamme des nationalen Empfindens leicht noch dünner werden und der Gefahr des Verflackerns ausgesetzt sein.

Wenn beispielsweise C. F. Meyer sagt: «Jetzt bin ich sehr deutsch, pour ne plus changer», so ist das nicht nur für seine kulturelle Einstellung zu verstehen, es hat das bei ihm auch schon einen Stich ins Politische. «Meine Liebe zu Deutschland» — sagte er nämlich — «ist in letzter Analyse die Sehnsucht und das Bedürfnis, einem grossen Ganzen anzugehören. Die Eidgenossenschaft (auch ihr Steuersystem i. e. das zürcherische) ist zuweilen ein bisschen drückend.» Und anderswo: «Ein Gibelline war ich von jung an und bin es mehr als je.» «Ich gehe mit Kaiser und Reich durch dick und dünn», lautet ein anderes Geständnis. Und sogar mit Bismarck! Auch hier erklärt er: «Ich gehe mit ihm durch dick und dünn bis auf einen Punkt, eine Allianz mit dem Zentrum.» — «Die Schweiz ist eigentlich kein Staat, was man einen Staat nennt im Grund...» Hier fühlen wir den Faden reissen, der ihn an unser nationales Empfinden bände, und nur der Schmerz, einen Dichter zu verlieren, den wir den unsern glaubten, lässt uns seiner Schwester Beteuerung glauben: «Er war unbewusst

ein kecker, stolzer Gibelline und ein treu republikanischer Schweizer zugleich. Die beiden Anlagen schlossen sich in seiner reflektierenden Künstlerseele nie aus.» Und es klingt wie eine Bestätigung des Gesagten, wenn Meyer 1866, als Sachsen seine Unabhängigkeit an Preussen zu verlieren drohte, seinem darüber sich beklagenden Freund und Verleger Haessel in Leipzig schreibt: «Freilich, warum soll ein Sachse seine heimatliche Unabhängigkeit nicht so sehr lieben, wie wir Schweizer die unsrige?» und wenn er in gleichem Zusammenhange der Hoffnung Ausdruck verleiht, es möchte, «wenigstens noch ein Ländergürtel zwischen uns und der neuen nordischen Grossmacht» bleiben. Und doch nannte er sich später einen «deutschen Patrioten», den er allerdings vereinbar hielt mit seinem — wie er sagt — «sehr reellen Schweizerpatriotismus».

*

Wo ist denn die Wurzel dieses restlichen Schweizerpatriotismus, wenn Kultur und gar Politik ihn Deutschland so sehr verbanden? Es bleibt die *Natur des Landes*.

«Wenn ich einen Wunsch tun dürfte, wäre es wohl, neben neun oder weniger fleissigen Monaten jährlich je wieder drei in den *Alpen* zu verleben, die ja am Ende mein Eigentum = *meine Heimat* sind und denen ich ohne Vergleich meine glücklichsten Tage danke.»

Da, da erscheint nun doch «das grosse stille Leuchten». «Wer kann es beschreiben» — sagt er in einem Briefe — «das Lärchendunkel, das eifrige Strömen der Bergwasser, das grosse stille Leuchten der Schneeberge? Und erst nachts im Mondschein oder vorher im Zwielflicht! Geisterhaft und sonderbar.» Die Berge unseres Landes sind seine Heimat, und ihr Glanz entlockt auch seiner Seele die stille Frage: «Was kann ich für die Heimat tun? Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied! Ein kleines, stilles Leuchten.» Das tröstet, das wiegt so manches, was uns weh tat, wieder auf. Auch C. F. Meyer ist im Grunde seines Herzens Schweizer!

Auch andere in der Reihe der Künstler jener Zeit waren vorab durch die Berge der Heimat verbunden. Karl Stauffer, der einmal gesagt: «Ich kümmere mich um Politik und soziale Fragen gar nicht... ich bin weder ultramontan noch konservativ und am allerwenigsten Sozialdemokrat, auch nicht liberal, sondern der Maler Karl Stauffer», auch ihm sind die Berge das Band zum Vaterlande: «Ich bin einer von denen, welche die Bergkrankheit bekommen. Wenn ich die Berner Alpen ein paar Tage lang so recht schön von weitem sehe, so zieht es mich an allen Haaren hin, bis ich meiner Lust ein wenig gefrönt und sie gebüsst, dann bin ich wieder zufrieden», sagte er, und müde des Berlinerpflasters ein andermal: «Ich freue mich wie ein Schneekönig, seit zwölf Jahren zum erstenmal wieder ordentlich auf meine Berge steigen zu können».

Für kurze Wochen dort gewesen, schreibt auch Welti nachher aus München: «Aufs neue packte mich eine ausserordentliche Sehnsucht, einmal in den Bergen zu wohnen.» (Schluss folgt.)

† Simon Gfeller, 1868—1943

Von Heinrich Baumgartner.

Dem Menschen Simon Gfeller bin ich nur zweimal begegnet, vor mehr als zwei Jahrzehnten auf der Egg, vor drei Jahren in der Grabenhalde. Ueber ihn zu schreiben, wäre mir aus dieser flüchtigen Bekanntschaft nicht möglich. Und doch wäre es sehr zu wünschen, dass dies jemand unternähme, der ihm während Jahren nahegestanden ist. Denn aus so manchem Munde wird gerade der Mensch in ihm gepriesen, und zwar in einer Art und Weise, wie wir ihn aus seinen Büchern nicht kennen lernen. Tiefe und Reichhaltigkeit können vielen Seiten in diesen Büchern nicht abgesprochen werden, aber der Mensch Simon Gfeller muss darüber hinaus noch etwas besessen haben, wovon seine Freunde nicht ohne höchste Anerkennung und herzlichen Dank sprechen. So hoffe ich denn, eine solche Schilderung möge einem von ihnen gelingen. Es würden damit auch die nachfolgenden Zeilen richtig ergänzt, die nur von seinem Werk handeln, wie es in langjähriger Arbeit geworden ist.

Man kann nicht vom Schriftsteller Simon Gfeller sprechen, ohne seines Vaterhauses, der Käshütte auf dem Zugut, zu gedenken, wo er sein genaues Wissen um bäuerliche Arbeit, bäuerliches Wesen und bäuerliche Sprache gewann. Das ist in «Drätti, Müetti u der Chlyn» oft in unnachahmlicher Weise erzählt, und angelegentlich möchte ich empfehlen, einzelne sorgfältig ausgewählte Kapitel den Schülern vorzulesen. Den Anstoss zum Niederschreiben von Skizzen, Humoresken und Erzählungen erhielt Gfeller von seinem ersten Lehrer, der auf der Rückseite alter Examenblätter Zeitungsartikel und Reimereien fabrizierte, die er unter dem Decknamen «Waldschulmeister im Emmental» veröffentlichte, und die gern gelesen wurden. Was dann aber später unter Gfellers Feder zustandekam, entbehrte tieferen Gehaltes, es fehlte das eigene Erlebnis und eigenes Gepräge. Gfeller vergass diese «Erstlinge» gern, als er einmal erkannte, wie notwendig für ihn eine tüchtige literarische und sprachliche Schulung sei. Sie begann bei J. V. Widmann, dem damaligen Feuilleton-Redaktor des «Bund» und führte zu Keller, Rosegger, Hebel und Gotthelf und von den Büchern wieder zurück zu den Lebenden, zu Otto von Greyerz, Emanuel Friedli und Rudolf Münger. In Emanuel Friedli lernte er den scharfen und klugen Beobachter bernischer Sitten und Gebräuche und bernischer Sprache kennen; in Rudolf Münger fand er einen bewährten Führer durch die heimische Landschaft und zur heimischen Bauart; Otto von Greyerz aber war der entscheidende Berater, Förderer und Helfer in literarischen und sprachlichen Fragen. Er hat die Entstehung des ersten bedeutenden Buchs «Heimisbach» mit Freundesrat und Freundeshilfe betreut und ist wohl bis zum «Abgott» den meisten nachfolgenden Werken zu Gevatter gestanden.

Als 1910 «Heimisbach» erschien, da war Simon Gfeller 42 Jahre alt. Man merkt es diesem Buch an, wie es langsam herangereift ist und wie sich in ihm junge und bewährte Kräfte besten Alters mischen. Es ist kein Roman geworden, und die Liebesgeschichte wächst nicht über episodenhaften Charakter hinaus. Und doch liest sich das Buch noch heute nach 30 Jahren mit seinen kostbaren Lebenserfahrungen, frischen Bildern aus dem Bauernleben und seinem tüchtigen

Optimismus wie ein spannender Roman. Es ist für viele Gfellers bestes Buch geblieben. Als Gfeller nach der Bilderreihe, wie sie in «Heimisbach» begonnen und in «Drätti, Müetti u der Chlyn» und in «Seminarzyt» fortgesetzt wurde, es dann doch noch in «Eichbühlersch» mit der Romanform versuchte, da musste das



Werk zu sehr dem Alter abgetrotzt werden, als dass Bedeutendes hätte entstehen können.

Dafür aber waren unterdessen eine ganze Reihe kleinerer Erzählungen erschienen, von denen einzelne in ihrer lebendigen Anschaulichkeit, in der scharfen Gestaltung und in der Frische der Darstellung sich wohl neben «Heimisbach» und manchem Kapitel von «Drätti, Müetti u der Chlyn» sehen lassen durften, wie etwa «Rötelein», «Der Abgott», «Frauenwille» und «Selbstbescheidung». In den grösseren, wie in den kleineren Erzählungen stösst man zuweilen schon auf Merkmale, die dramatisches Talent verraten. Musterhaft wirkt die Knappheit, Geschlossenheit und Würde jener Szene, in der Sami, der Hinterhausbauer in Heimisbach, von seiner Familie Abschied nimmt und stirbt. Bei aller Straffheit zeigt sich eine behagliche Freude an Rede und Gegenrede, die oft treffend aufeinander abgestimmt sind. Dazu gehört die sorgfältige Ausarbeitung der Bilder und Charaktere. Es gibt in «Drätti, Müetti u der Chlyn» Bilder von rührender Schönheit, wie gerade das erste mit dem Kindlein im Korb unter der Linde; Bilder von sonnigem Humor, wie Niggels Blueschtfahrt; Charakterschilderungen von ergreifender Wärme, wie die des Drätti und des Müetti. Dramatisch bewegte Charaktere freilich finden sich erst in seinen

Spielen, die Simon Gfeller spät (zwischen 1917 und 1925) und nur widerstrebend geschrieben hat: «Probierzeit», «Schwarmgeischt», «Hansjoggeli, der Erbvetter» und «Geld und Geist». Es sind Spiele, die sich auf der Heimatschutz- und Volksbühne durchaus bewährt haben.

Schon «Heimisbach» verrät Gfellers Wunsch, mit diesem Buche erzieherisch auf seine bäuerliche Umgebung zu wirken, am deutlichsten in der Person des jungen Lehrers, der als Abstinenzler in eine bäuerliche Gemeinschaft tritt, für welche die Enthaltensamkeit von Wein und Schnaps noch etwas Unerhörtes, ja, Herausforderndes bedeutet. Aber Gfeller, der übrigens aus seinem Wunsch durchaus kein Hehl machte, hat das Tendenziöse ausserordentlich geschickt hineinverarbeitet, den jungen Lehrer durch seine lautere Gesinnung, seine Arbeitsbereitschaft, seine Leistungen die Achtung der Bauern erringen lassen, so dass sie schliesslich auch das Unerhörte an diesem Menschen nicht mehr als stossend empfinden. Das Leben unter seinen Bauern, die wachsende Erkenntnis ihrer Eigenart mit ihren Schwächen und Leiden hat Gfeller dann immer dringender auf die Aufgabe hingewiesen, mit seinen Schriften ein erzieherisches Werk zu vollbringen. Damit befolgte er eine gut eidgenössische Tradition. Aber nicht immer ist es ihm so trefflich gelungen, das Erzieherische in Erzählung und Charakterschilderung hineinzuverarbeiten wie in «Heimisbach». Mitunter tritt es so aufdringlich an den Tag, dass es das Ganze um seine dichterische Wirkung zu bringen droht. In andern Fällen, wie etwa im «Rötelein», ist es wieder in ausgezeichneter Weise angewandt, wie denn überhaupt dieses «Rötelein» allen, die es noch nicht gelesen, warm empfohlen sei.

Begreift man zur Not, wie Gfeller, vom Wunsche beseelt, seinen Bauern zu Hilfe zu eilen, das Erzieherische zuweilen allzu aufdringlich voranstellte, so hat man entschieden mehr Mühe, ein anderes zu verstehen. Wer sein Gesamtwerk in bezug auf die Stoffwahl überblickt, dem fällt auf, wie Gfeller, der 1910, kurz vor dem ersten Weltkrieg, zu schreiben begann, den grossen Fragen, welche die Menschheit bewegen, aus dem Wege gegangen ist. Er muss diese Erkenntnis besessen haben. «Hätte ich,» schreibt er einmal, «unter Industriearbeitern gelebt, so würde ich ganz sicher auch Arbeiterschicksale geschildert haben.» Und er tröstet sich an der selben Stelle: «Höchstes und Tiefstes kann auch im Bauernhause erlebt werden.» Ganz gewiss. Aber dieses Bauernhaus kann mitten im Weltenbrande nicht unberührt von den Stürmen bleiben. Und doch werden z. B. die Bewegungen des Sozialismus und des Kommunismus, die Klassenkämpfe, Fragen der Wirtschaft und der Maschinen nicht oder kaum berührt. Am Können fehlte es nicht. Hinderte die Mundart daran? War die Anregung dazu im richtigen Augenblick ausgeblieben? War der Plan wohl da, aber reichten die Kräfte nicht mehr aus? Dichtung muss mit solchen Fragen zusammenstossen. Der Dichter, der Rückschau und Ausschau hält, kann sie nicht übersehen.

Andererseits freut man sich immer wieder, wie sicher Gfeller entschied, ob eine Erzählung in der Mundart oder hochdeutsch zu schreiben sei. Er wusste etwas von der Uebereinstimmung von Stoff und Sprache, er wusste, wo die Mundart ihre Vorzüge entfalten konnte: in der Welt des Alltags, dort, wo es darauf ankommt, eine Welt von Kleinigkeiten zu schildern, eine Welt

von Dingen, die uns lieb sind, und wo es darum geht, sie mit einer Anschaulichkeit zu schildern, die bis ins Kleinste reicht. Gfeller hat seine Mundart, wo ihn schriftsprachliches Denken nicht störte, ausgezeichnet beherrscht. Aber ebenso ausgezeichnet schrieb er hochdeutsch. Man möchte es unsern Mundartschriftstellern warm empfehlen, dass sie sich auch im Hochdeutschen üben; denn erst im Gebrauch und im Meistern beider Sprachen geben sich die Vorzüge der Mundart zu erkennen. Ich habe einmal in einer kleinen Schrift über Simon Gfeller von seiner Sprache gesprochen und auf die mundartliche und hochdeutsche Fassung seiner kurzen Schilderung, wie der Landstreicher Zwölfischlegel seine Weihnachtsfeier begeht, hingewiesen. Etwas ausführlicher schrieb ich darüber im Schweizer Bücherboten, und ich will die Stelle hieher setzen, weil sie mir für das Nebeneinander von mundartlicher und schriftsprachlicher Dichtung von einiger Bedeutung scheint: «Ein Vergleich der beiden Fassungen gibt willkommenen Aufschluss über das Verhältnis von Hochdeutsch und Mundart gegenüber dem gleichen Stoff. In der Mundart sind Menschen und Dinge dem alltäglichen Leben näher gerückt, sie haben Farben erhalten, die nur gerade den Bauern und der Landschaft Simon Gfellers zukommen. Das wundert weiter nicht, wenn man feststellt, wie hier kleine und kleinste Züge aus dem Volksleben geschildert werden können. Demgegenüber wirkt die hochdeutsche Fassung allgemeiner und lässt damit der Phantasie des Lesers grösseren Spielraum, so dass er je nach seinen Erfahrungen das Gelesene stärker oder schwächer mit eigenen Farben durchsetzt. Sie wirkt in ihrer ausgebildeteren Form auch edler und verbindlicher. Der Leser tritt mit ihr aus dem Lebenskreis eines kleinen Volkes in denjenigen einer grossen und weiten Kulturwelt, in deren Sprache seine Gesetze, seine Bibel und seine Klassiker geschrieben sind.» Vorbildlich hat Gfeller sein Hochdeutsch je nach dem Inhalt der Erzählung mit mundartlichem Sprachgut zu mischen verstanden. Ist «Selbstbescheidung», die Geschichte eines Pfarrers⁵ in Briefen, in reinem Hochdeutsch geschrieben, so weist «Das Rötelein», die Geschichte eines Bauernsohnes und einer Bauernmagd, eine stark landschaftlich gefärbte Schriftsprache auf.

Zum Schluss soll nicht unerwähnt bleiben, dass Gfeller, wie so mancher andere Deutschschweizer, Lehrer und Schriftsteller in einer Person war. Diese Berufsverbindung mag manche Schulstunde bereichert haben, sie brauchte nicht einfach darin zu bestehen, eine neu entstandene Erzählung vor dem jugendlichen Zuhörerkreis auf ihren Erfolg hin zu erproben. Mehr noch gewann aus dieser Verbindung der grosse Leserkreis. Denn die ständige Berührung mit der Jugend und ihren Eltern, das stete Zusammentreffen mit allen Kreisen der emmentalischen Bevölkerung, wie es der Hauptberuf mit sich brachte, war eine unversiegbare Quelle für Gfellers Schrifttum und Sprache. Von der Schule mag auch seine grosse volkserzieherische Bedeutung ausgegangen sein. So verlieh ihm denn auch an der Jahrhundertfeier der Berner Hochschule die philosophische Fakultät I die Würde eines Ehrendoktors in Anerkennung seiner Kunst, bernisches Volkstum dichterisch darzustellen, in Anerkennung seiner Verdienste um bernische Mundart und seiner volkserzieherischen Bedeutung.

Aus dem Bernischen Lehrerverein.

Alte Sektion Thierachern des BLV. Nach längerem Unterbruch versammelte sich die alte Sektion Thierachern des bernischen Lehrervereins unter dem Vorsitz von Lehrer Ernst Klözli, Blumenstein, im Bad Blumenstein. Eingangs gedachte der Versammlungsleiter des leider allzufrüh verstorbenen Kollegen A. Schneeberger in Uebeschi, der ebenfalls während einiger Zeit unsere kleine Sektion präsiert hat und den man in unserm Kreise noch lange missen wird. Wer den lieben Kollegen, dessen freundliche und bescheidene Art man schätzte, näher kannte, wird ihm gerne ein gutes Andenken bewahren.

Im Mittelpunkt der Tagung standen zwei nette Plaudereien von Lehrer Ernst Ammann aus Uetendorf und Lehrer Hans Graf aus Forst-Längenbühl, die beide ernste und heitere Erlebnisse aus der Grenzbesetzungszeit 1914/18 erzählten. Eingerahmt wurden diese Plaudereien mit sehr ansprechenden Liedervorträgen unseres Kollegen Hadorn in Wattenwil. Die hübschen Soldatenlieder von Niggli und Casimir Meister passten vortrefflich zum gesprochenen Wort und hinterliessen einen nachhaltigen Eindruck. Lehrer Berger in Pohlern begleitete in geschickter Weise den Sänger am Klavier.

Im geschäftlichen Teil wurde als neuer Vorort Thierachern bestimmt. Fräulein Bürki aus Thierachern verdankte dem abtretenden Vorstand, vorab dem scheidenden Präsidenten E. Klözli, die geleistete Arbeit bestens. Die Zusammensetzung des neuen Vorstandes hat durch den Vorort selbst zu erfolgen.

Nach einem gemütlichen und kollegialen Zusammensein wanderten die Teilnehmer bei einbrechender Nacht heimwärts.

H. H.

Buchbesprechungen.

Simon Gfeller, Landbärner, Mundartsgeschichte u. Müschterli. Verlag A. Francke A.-G., Bern.

«Selig, wer sich ohne Hass vor der Welt verschliesst.» — Es tut einem geradezu wohl, zu wissen, dass dort oben an der Egg einer dichtet und schreibt, dem Radiolärm und Kriegsgeschrei seine Kreise nicht haben stören können *). Simon Gfeller führt uns in seinem neusten Erzählbuch in eine ach schon so weit zurückliegende Welt des Friedens, wo das kleine Menschenschicksal noch Eigengeltung hatte und noch Anteilnahme und Interesse erweckte. Wie ist das anders geworden in unserer Zeit, da man Dorfschaften von heute auf morgen ausrottet und ganze Völker aus ihrer angestammten Heimat vertreibt! Wie gesagt, es tut wohl, für Stunden aus dieser Welt voll Greuel und Hass in jene des kleinen friedlichen Erlebens zu flüchten.

Von kleinen Leuten erzählt Simon Gfeller gerne. Er schildert ihr Schicksal, das sie wie grosse Feldherren auch in ihrer eigenen Brust tragen. Den Fritz Ruch in der Haupterzählung («Der Bärner-Grind») hat er unter einen glücklichen Stern gestellt. Er ist ein Verdingbub, dem es diesmal gut geht, den vernünftige Gemeindebehörden zu guten Pflegeeltern geben, der einen tüchtigen Lehrmeister findet und der vermöge seiner guten Anlagen auch den Weg nach oben

*) Wegen einer bedauerlichen Verkettung von Umständen kann die Besprechung, die gleich nach Erscheinen des Buches geschrieben wurde, erst jetzt veröffentlicht werden. Wir wissen heute, dass sich Simon Gfeller dieses letzte Buch schweren Leidenszeiten hat abringen müssen. Um so mehr ergreift uns die auch hier — wie in den Werken seiner guten und besten Tage, etwa dem unvergesslichen «Heimisbach» oder dem klassisch-schönen «Rötlein» — bekundete Lebensbejahung des Dichters. Doch wir wollen einer spätern Würdigung seines Lebens hier nicht vorgeifen.

(Red.)

nicht verfehlt. Es müsste nicht eine Simon-Gfeller-Geschichte sein, wenn sie nicht erziehen wollte: ein Beispiel geben wollte, wie vernünftige Einsicht und Herz bei Behörden und Fleiss und Strebsamkeit bei den Jungen zum guten Ziele führen können. Bei Fritz Ruch kommt allerdings dazu eine ungewöhnliche Ausdauer und ein Wille, für den die Hindernisse nur da sind, um überwunden zu werden. Jeder erfahrene Lebensbeobachter wird dem Dichter bezeugen, dass es so oder ähnlich zugeht, wenn einer aus der Tiefe zu Erfolg und Ansehen emporsteigt. Auch heute noch, obschon die Verhältnisse vielleicht komplizierter geworden sind als Gfeller sie für seinen Helden schildert.

Noch zwei ähnliche Beispiele positiver Schicksalsgestaltungen enthält das Buch — neben zwei anekdotenhaften Erzählungen und einem neuen Strauss seiner unverwüsthlichen «Müschterli». In «Hansli, der ‚Soll-i-ächt‘» lässt er einen an Minderwertigkeiten leidenden und fast zum menschenscheuen Einspan gewordenen Bauernburschen durch wohlmeinende Nachbarn und eine tüchtige Frau die gute Wendung finden. Und in der andern Erzählung «s'Buggeli» wird aus einem kränklichen Sorgenkind nicht nur ein tüchtiger Berufsmann, sondern es gelingt dem buckligen Albert, durch sein Beispiel dem alkoholschwachen Vater Halt und einen neuen Willen zu geben. Hier wird uns Simon Gfellers Mission als Volkserzieher recht klar bewusst; denn solcher armer Trunksüchtiger, die ihre Familien ruinieren, gibt es leider in unserm Volke übergenug. Was aber jeden Zweifler gegenüber der reinen Absicht des Dichters zum Schweigen zwingt, ist die Tatsache, dass der Dichter seine Grundsätze nicht nur predigt, sondern auch lebt. Und das ist es auch, was Simon Gfeller die Liebe und die Achtung des Schweizervolkes sichert.

H. Bracher.

Rudolf Koller. Schweizer Künstler. Bd. III. Herausgeber: Oskar Reinhart. Verlag Max Niehans, Zürich. Inhalt: 3 Wiedergaben in Vierfarbendruck und 11 in schwarz-weiß, einführender Text von Walter Hugelshofer. Grösse: 23×32 cm. Preis geheftet Fr. 7. 50.

Wenn man die Bücherkataloge und Prospekte durchsieht, so drängt sich die Notwendigkeit vorliegender Publikation auf. Wohl mehren sich die Bücher und Mappen über unsere Schweizerkünstler erfreulich, aber sie sind vielfach für die Allgemeinheit zu umfangreich und zu kostspielig, oder es werden nur einzelne hervorragende Werke verlegt als Schmuck und nicht als Vermittlung der Arbeit unserer Künstler dienend. Da springen nun die Hefte «Schweizer Künstler» ein, Augenweide, belehrende Einführung und für jeden Geldbeutel erschwingliche Preise, alles vereinigt, bietend. Hervorragend finde ich immer die Wahl der Abbildungen: Ein Porträt (möglichst Selbstbildnis) des Künstlers, ausgezeichnete farbige und schwarz-weiße Wiedergaben von Bildern, Studien, Skizzen, Zeichnungen, so dass man auch in die Werkstatt, in die Arbeit des Künstlers Einblick erhält, vom Interessantesten in eines Künstlers Werk. Dazu eine Einführung von zirka 10 Seiten, zusammengefasst, aber doch so gründlich, dass man auf alle Fragen: Woher, wohin, warum, Antwort erhält. Wertvolle, wirkliche Volkskunstbücher.

Eine besonders glückliche Hand hatten Herausgeber und Verleger mit dem vorliegenden Heft über Rudolf Koller. Ist doch Koller wohl der für alle: Städter und Landvolk, Gebildete oder noch nicht Verbildete, noch natürlich Empfindende, Junge und Alte, aus allen Landesgegenden gleichermassen verständlichste der wirklichen grossen Künstler. Der Text ist ausgezeichnet im Hinblick auf ein für wirklich alle Volksschichten bestimmtes Werk. Gefallen hat mir, dass der Künstler selbst zu Wort kommt durch Einfügen eines grössern Briefabschnittes. Die Wahl und die Wiedergabe der Abbildungen sind vorbildlich. Erwähnen möchte

ich im besondern die Licht- und die Sonnenwirkung der Wiedergaben; Koller war ja in dieser Hinsicht seinerzeit bahnbrechend. Ausgewählt sind Bilder aus Kollers farbiger bester Zeit und in grosser Zahl die für Koller so wichtigen Studien. Wer hätte nicht seine helle Freude an der Tafel 9: Liegende Ziege, diesem Meisterstück einer Impressions-Zeichnung. Als Spitzenleistung der farbigen Bildwiedergabe seien die drei Vierfarbendrucke genannt, die farbige Grundstimmung jeder Malerei jeweils vollkommen sichtbar gemacht, dazu das warme «bräunlich» der sonnig-nebligen «Herbstweide», die kühle Satttheit der «Richisau-Landschaft», die nachmittägliche Farbfülle des «Vesperbrotes».

Papier, Druck und Heftung mustergültig.

Die Herausgabe dieses Heftes ist geistig-kulturelle Landesverteidigung, ist so etwas wie ein Werbebrief um die Liebe zur Heimat.

F. Eberhard.

Gertrud Heizmann, Die 6 am Niesen. Verlag A. Francke A.-G., Bern.

Sechs Kinder reisen in die Ferien in eine Sennhütte am Niesen. Als Reiseführer, Beschützer und Richter ihrer Kinderhändel begleitet sie der Grossvater, der ebenso geschickt die Kinder durch ein Sandrelief in die Geographie ihres neuen Ferienortes einzuführen weiss, als er ihr Verantwortlichkeitsgefühl der Mitwelt gegenüber zu pflegen und ihre Vaterlandsliebe zu wecken versteht.

Die sechs Kinder erleben auf der Bundialp köstliche Tage mit Berggewittern, Tannzapfenschlachten, Badefreuden im Bergbach und allerlei kleinen Missgeschicken, wie sie zu richtigen Kinderferien gehören. Mit der gewohnten Natürlichkeit schildert Gertrud Heizmann auch die ausdauernde Hilfe der Kinder, wenn grosse Trockenheit das Wassertragen für das Vieh notwendig werden lässt. Unaufdringlich deutet sie die Befriedigung an, die nach solch ermüdender Arbeit für den Sennen und seine Tiere alle Kinder erfüllt. Wie sie in später Nacht unter dem Sternenhimmel zusehen, wie die Tiere allesamt ihren Durst löschen können, das gehört wohl zu den eindrucklichsten Erlebnissen des Buches. H. Hess.

Schweizerisches Jugendschriftenwerk.

Jakob Bühner, Zwischen zwei Welten. Umschlag und Zeichnungen von Hanni Bay, Nr. 85.

Die Geschichte spielt im dritten Jahrhundert nach Christi. Ostroff, der Alemannensohn, kommt in die Gefangenschaft der Römer. Später entflieht er und erkennt, wie die beiden rivalisierenden Welten gebunden sind. Die südliche Rasse ist dem Gelde verpflichtet, wogegen die nordische im Banne der Sachwerte ebenso unfrei ist. Er flieht aus diesem Dilemma zu den Eidgenossen, die nicht in der Gier nach Geld und Besitz verkommen wollen. In etwas spröder Sprache schuf Bühner hier ein Ideal, das noch heute seine Geltung hat.

Aegidius Tschudi, Wilhelm Tell. Aus der Helvetischen Chronik übertragen von Georg Küffer. Umschlag von Ferdinand Hodler. Holzschnitte aus der Chronik von Petermann Etterlin. Nr. 86.

Die bekannte Darstellung erstet neu in einer markigen Sprache, die sich streng an den alten Text hält und gewiss vielen Lehrern heute als Klassenlektüre wieder lieb wird.

Bergsteiger erzählen. Umschlag und Bilder von Albert Reinhardt. Nr. 87.

Ernst Jenny schildert in zwei fesselnden Berichten: «Im Schneesturm» und «In der Laue», die Gefahr der Berge. Aber auch die Uebersetzung von H. B. de Saussures «Mont-Blanc» interessiert, besonders in der originellen alten Schreibweise, und wer das Lauterbrunner Breithorn schon recht erleben durfte, wird seine Freude haben am Bericht von Edmund von Fellenberg über dessen erste Besteigung des stolzen Berges. Die Schrift eignet sich trefflich zum Vorlesen vor und nach Schulreisen.

Walter Niklaus.

*

Hugo Marti, Davoser Stundenbuch. 3. Auflage, geb. Fr. 4. Francke, Bern.

Noch ist der Frühverstorbene in aller Erinnerung, als Mensch wie als Dichter. Eine immer wachsende Gemeinde greift zu seinen Werken, von denen vielleicht «Das Haus am Haff», die Erzählungen aus Rumänien und die Gedichte «Der Kelch» zu den beliebtesten gehören. Nun ist auch Martis Vermächtnis wieder neu erschienen, seltsame, eindringliche Abschiedsworte eines Kranken, der den Tod in sich fühlt und mit den überscharfen Sinnen des Leidenden den kommenden Untergang unserer ganzen Welt wittert: Krieg, Auflösung und unseliges Ende. Der ernste Leser wird das eigenartige Büchlein nicht ohne Erschütterung aus der Hand legen.

E. Gasser.

Peter Bratschi, Menschen wie du und ich. Gotthelf-Verlag, Bern-Leipzig. Fr. 6.

Ein einfaches Buch für einfache Menschen, das wir in erster Linie für Arbeiter- und Volksbibliotheken empfehlen möchten. Packende Bilder von der Bergbauernnot, Streiflichter auf die Arbeitslosigkeit in den Städten, die Liebe zu den Kleinen, Fleissigen und Treuen unserer Heimat, ein paar hübsche Stimmungen aus dem Tessin — das alles wird dem Arbeiter und dem Kleinbauern das Buch lieb machen. Die Darstellung besitzt das Frische, Handfeste, das ein solcher Leser erwartet. Leider wird die Sprache ab und zu bis ins Fehlerhafte volkstümlich. Mehr Zucht wäre hier geboten.

E. Gasser.

Verschiedenes.

Schulfunksendungen während der Kälteferien. Die Sendungen erfolgen jeweilen um 16.00, damit die Schüler Gelegenheit haben, die Sendungen zu Hause abzuheören.

Dienstag, 19. Jan.: *De Stibitz*, es Spiil vom Schimpfe und Vertroue in sechs Bilder von Traug. Joh. Felix, Zürich. Es schildert die Lebensgeschichte eines verschupften Buben, der auf schiefe Bahn gerät, schliesslich aber bei einem Bauern Verständnis und Besserung findet.

Donnerstag, 21. Jan.: *General Bonaparte in der Schweiz*, Hörfolge von Christian Lerch, Bern. Schilderung der Fahrt Napoleons durch die Schweiz Anno 1797, die die kommenden Ereignisse ahnen lässt.

Dienstag, 26. Jan.: *Hermann Suter*, musikalische Darbietung von Dr. Eder, Basel, der diesem grossen Schweizer Musiker persönlich nahe stand und durch musikalische Proben Einblick verschafft in das reiche Schaffen dieses Tonkünstlers.

Donnerstag, 28. Jan.: *Die Mühle im Eis*, Hörspiel nach einer Sage, die die Entstehung der Gletschermühlen schildert. Autorin: Elsi Isenschmied, Zürich.

Schulfunksendungen Januar 1943. Sendezeit: 10.20—10.50.

Freitag, 22. Jan.: «*Joseph und seine Brüder*», ein biblisches Hörspiel von Ernst Balzli, der damit zeigt, wie man mit Schülern die Josephsgeschichte dramatisieren kann (ab 5. Schuljahr).

Mittwoch, 27. Jan.: *Belsazar*, die Ballade von Heinrich Heine in Schumanns Vertonung, erläutert und gesungen von Ernst Schläfli, Muri-Bern. Vorbereitung: Erzählen der biblischen Darstellung und Behandlung der Ballade (ab 6. Schuljahr).

Abonnieren Sie die neue

Schweizerische Zeitschrift für Psychologie

Redaktion: Dr. W. Morgenthaler, Prof. Jean Piaget, Prof. C. G. Jung, Priv.-Doz. Dr. Oscar Forel. Verlag Hans Huber, Bern. Pro Band (4 Hefte) Fr. 18.—.

232

Terminologie scolaire.

(Fin.)

C'est à un instituteur également que je laisse la parole pour se prononcer sur l'acception dédaigneuse qu'a prise le mot *primaire*; tout en regrettant que sa protestation ne soit pas le fait d'un professeur d'Université, ou ne soit pas signée d'un nom considérable en n'importe quel domaine; elle y gagnerait évidemment en autorité, et j'aurais plus de plaisir encore à la faire mienne: « *Primaire*: on sait quel mépris d'aucuns attachent à ce mot. Voici la définition que donne de ce terme *Léon Daudet*: « J'appelle ainsi celui qui ne s'est jamais développé intellectuellement ni moralement et en est resté à un humble et rudimentaire défrichement qu'il prend ensuite pour une culture ». Comme si la culture intellectuelle avait toujours la culture morale comme complément!

« Le préjugé subsiste: qui n'a pas appris au collège un peu de latin et quelques rudiments de grec est et restera sa vie durant un être inférieur, un primaire. L'étude du grec et du latin, nous en convenons, est une base excellente à une solide formation intellectuelle. Mais est-elle indispensable? Sans elle, est-il impossible de devenir un penseur solide, d'acquérir des idées philosophiques élevées, d'arriver à écrire élégamment des choses sensées, profondes et morales? »

Avant de quitter le degré primaire, je signale le fait que l'expression *maître d'école* est très rare en France, et qu'elle y désigne exclusivement l'instituteur, et exclusivement pour l'opposer au mot parents.

Concernant le terme de *professeur*, c'est avec l'Allemagne et la Suisse allemande que la comparaison serait intéressante; en principe, il y est réservé à l'enseignement universitaire; ceux que nous appelons professeurs d'École normale, et même de Gymnase, n'y ont droit qu'au titre de *Lehrer*: Seminarlehrer, Gymnasiallehrer. — Chez nous, la distinction est moins sûre; sinon dans la terminologie administrative, qui ne nous connaît point en tant que professeurs, du moins dans le langage courant, et surtout dans la bouche des intéressés. — En France, sauf erreur, nulle hésitation: mais on y distingue nettement le professeur du *maître*, c'est-à-dire du surveillant, du *pion*.

Un curieux emploi de verbe. On dit partout *professer*, absolument et intransitivement, pour enseigner; c'est aussi conformément aux dictionnaires qu'on *professe les mathématiques*; mais il faut franchir le Jura pour rencontrer: il *professait la quatrième*.

*

Parlons du travail en classe des professeurs, institutrices ou régents. Nous disons *tableau des leçons*; du matin et de l'*après-midi*. En France, *emploi du temps*, ou *horaire*, du matin et du *soir* (ce qui leur permet — ô logique de la langue! — de donner leurs deux leçons du soir avant de se rendre à une *matinée* à quatre heures!).

Nous ne connaissons guère les *leçons de style*; nos voisins s'y préoccupent aussi sans doute de « la chasse aux idées » et de l'élaboration d'un plan: ce qui n'est point « du style ». — Mais nous appelons *leçon de composition* même celles où l'on fait faire un compte-rendu, ou des phrases sur une leçon de choses: ce qui n'est nullement de « la composition ». — Encore à ce sujet, j'ai relevé de curieuses notations chez un ins-

pecteur scolaire belge: « Dans les leçons de style proprement dites (?) — nous faisons toutes les semaines un *style*; — cet élève écrit mieux le *style* (?) ».

Une *composition*, c'est chez nous exclusivement un travail de rédaction dans la langue maternelle, tout au plus une langue moderne; aussi éprouvons-nous quelque surprise à lire, sous la plume de J. Simon: « toutes nos compositions sont écrites »; nous le croyons volontiers! Et aussi à rencontrer le mot au sujet de n'importe quel enseignement: une composition de botanique, une composition en gymnastique; — et nous voudrions demander à Mauriac le sens de: « cette composition... en lecture » (c'est moi qui mets les points de suspension) — Au reste, le dictionnaire dit: « *composer*, faire un exercice scolaire pour être classé par rang de mérite » (même si nous nous préoccupons de « classer par rang de mérite », nous ignorons le *palmarès*): ce qui autorise le D^r de Fleury à écrire: mes jeunes clients ont gagné de meilleures places « dans les compositions »; et ce qui autorise les Belges à s'exprimer de même.

Va donc pour composition. Mais une *copie*, pour désigner un « travail écrit »? Ici, le dictionnaire accepte seulement: « transcription au net qu'un élève fait de ses devoirs »; nous pouvons donc tenir pour une hérésie l'emploi de ce mot quand il s'agit de vers latins, rédigés par un lycéen, où la notion de copie n'entre pas en jeu; ou d'une narration parfaitement personnelle, et de premier jet; ou d'une interrogation écrite, qui serait refusée si elle était réellement... une copie! — Et ce n'est pas tout: Paul Bourget donne encore au mot une extension singulière: « j'écrivais sur une *copie* réglée à l'avance », c'est donc une feuille de papier.

Ces travaux doivent être appréciés par le maître, et pourvus d'une note: en France, on dit *notés*. J. Payot, entre autres, emploie couramment ce verbe elliptique; Marion dit même que « le proviseur (directeur) *note tous les maîtres*, et son témoignage est d'un grand poids »: synonymie parfaite, donc, avec « formuler une appréciation ».

Une fois les travaux notés, les élèves seront *placés*, selon la valeur des dits; et alors les expressions *mal placé*, *mieux placé*, ne font nullement allusion à l'éclairage favorable, à la proximité de la planche noire, mais exclusivement au rang obtenu: ma fille est bien placée en histoire.

Que nous sommes loin de notre terminologie romande! Et quand nous lisons dans la *Revue des deux Mondes*: « on va donner les places de composition, en philosophie et en mathématiques; mais nous n'avons pas eu de classe (leçon) hier soir »!

*

Voici encore quelques mots, que j'aurais pu traiter ailleurs, mais qu'il m'a paru intéressant de grouper en grammairien.

Quelques cas de synonymie d'abord. Pour dire que nous ne nous lassons pas de répéter les mêmes choses dans l'espoir de les faire assimiler, ou que l'enfant répète laborieusement sa leçon, nous avons le verbe *ressasser* (français); dans la *Revue universitaire*, un professeur-écrivain, très connu, emploie *rabâcher*, très nettement au sens de répéter utilement; oubliant que le dictionnaire spécifie ici « fastidieusement ».

« Les diverses *générations* d'élèves que nous avons maintenant »: c'est tout simplement absurde; —

(*fournée*, que je trouve dans le même alinéa, est déjà plus conforme et plus expressif); — mais combien plus encore, notre joli mot *volée*, que de nombreux auteurs français ont signalé comme pratique en même temps que poétique.

Anatole France donne au mot *pension* un sens singulier: «Mademoiselle Lefort, qui tenait dans le Faubourg Saint-Germain une *pension* pour des enfants en bas âge, consentit à me recevoir de dix heures à midi et de deux heures à quatre»; c'est-à-dire, ni pour la nuit ni pour les repas, mais à la manière de nos «jardins d'enfants». — Et Frapié, dans sa *Maternelle*, y va d'une ellipse violente, incompréhensible chez nous: «l'enfant remet ses deux sous de *cantine*». Refaites donc le chemin parcouru par le mot, en partant de la définition: «buvette de régiment», puis en passant par «caisse à compartiments servant à transporter des bouteilles», et par... «nos cantines de fêtes»!

Puis des ellipses. Des idiots profonds, des anormaux profonds: terminologie quasi-médicale, et qu'il est inutile de commenter. — Durant *leurs temps libres*, ils disposent d'ateliers. — On nous reproche, comme un helvétisme inadmissible, de dire *une géométrie*, ma méthode de chant, quand il s'agit d'un manuel; or, les écrivains ne se privent point de cette abréviation; je n'en relève que deux cas: Taine écrit *une géographie*; — et un professeur: ce nom ne figure dans *aucune littérature*.

Quand les Allemands et nos Confédérés parlent de *Anschauungsunterricht*, ils usent d'un mot habilement trouvé: clair et concret; clair parce que concret; il signifie: leçon faite sur des objets que l'enfant a pu voir, examiner (an-schauen), enseignement donné sur des faits observés. Notre langue en posséderait-elle l'équivalent? il faut croire que ce n'est pas le cas, puisqu'on a dû recourir au douteux *intuition*, c'est-à-dire à un mot abstrait auquel on a donné une acception complètement nouvelle. Tous ceux qui parlent d'*enseignement intuitif* se comprennent-ils? mais oui, «par convention»; nul n'hésite devant cette expression: «il faut se procurer les *éléments intuitifs* nécessaires»; cela signifie: les objets à montrer aux enfants; et l'on trouve des indications comme celle-ci: «nous allons préparer en classe une description. *Intuition*: une ardoise».

Admettons; mais quelle ellipse!

Il est un qualificatif dont l'emploi amuse souvent les gens qui réfléchissent tant soit peu au sort des mots: c'est *spécial*, auquel j'ai consacré une vingtaine de lignes dans l'article sus-mentionné. Je n'en rappelle qu'un cas: pour ménager la susceptibilité des parents, on a affublé de cette épithète *les classes* que l'on ne voulait pas appeler d'*anormaux* (d'idiots semi-profonds!); c'est donc, en même temps qu'une ellipse, un euphémisme, sans doute justifié. Seulement, il s'est révélé prolifique: quand Mademoiselle Descœudres, une autorité en la matière, parle de «pédagogie spéciale», entendez: qui convient aux enfants de ces classes spéciales; — et j'ai noté: c'est *une élève spéciale*, c'est-à-dire une candidate à cet enseignement; laquelle doit obtenir au préalable *le brevet spécial*. — Aucune de ces appellations — et d'autres, que j'ai oubliées — n'a de sens, que celui qu'on veut bien lui donner, ensuite d'entente. Si je faisais ici une leçon de sémantique (science des significations),

je soulignerais ce cas comme particulièrement propre à illustrer cette affirmation; tout idiome, tout langage repose sur une convention.

*

Seulement, pour qu'*une convention joue*, il faut que «les usagers» se soient mis d'accord; puis, qu'ils s'en tiennent à leurs arrangements; à ce défaut, qu'il existe *une autorité*, et qu'on en respecte les arrêts. Or, en matière de langue, cette autorité, c'est le dictionnaire.

On ne peut guère prétendre que nous autres *provinciaux* nous conformions à ses exigences quand nous appelons: *experts*, les membres d'un jury d'examen; faisant, de cette qualification, à tort, un synonyme d'*examineurs*; — ou *casquette* la coiffure que portent nos collégiens, et nos officiers — laquelle est un *képi*; — ou quand nous disons: un *chiffre*, un *point*, pour *une note* exprimée par un chiffre. Ce sont peut-être fautes vénielles, qui ne sauraient guère causer d'équivoque; je voudrais même plaider en faveur de *chiffre*, et pouvoir dire: j'ai mis *une note* détaillée au bas de ce travail, mais *pas de chiffre*; ce serait logique et clair. Mais l'Académie ne m'y autorise pas!

Vénielles aussi, des cocasseries régionales comme celles-ci: «on ne peut pas *promouvoir* tous les élèves (formé sur promu); — mon fils a été *promonté*; — on entend fréquemment *postuler*, pour dire: poser sa candidature à un poste; mais *postulation* est, sauf erreur, nettement local; — de même «une classe à *tous les ordres*» pour: comprenant des élèves de tous les degrés, de tous les âges.

Mais beaucoup plus grave, l'emploi que nous faisons de certains mots.

Il en est un sur lequel s'acharnent en vain tous les maîtres d'école, et autres éducateurs, soucieux, non seulement d'obtenir un langage correct, mais d'éviter les quolibets des étrangers: c'est *succès*; pris pour note (un chiffre). «Quel succès as-tu? — la somme des succès; — j'ai point eu de succès cette semaine; — c'est mon plus petit succès.»

Et il arrive que le mot se combine avec un autre employé à faux: *tracer* au sens de raturer, effacer: pour les neuf dixièmes des habitants de mon canton, *tracer sa signature*, c'est la supprimer; alors que, en français, cela signifie «l'écrire».

Combinez, et vous entendez: «tracez me voire ce succès» pour dire: «auriez-vous l'amabilité de biffer ma mauvaise note!».

Désignant par le mot *concours* (cette appellation est-elle générale en Romandie?) des travaux de longue haleine individuels ou facultatifs, nous nous condamnons à n'être plus compris, quand nous disons: les examens d'admission sont un concours; — ou: tout concours est éliminatoire.

Faisant de l'appellation *élève externe* un synonyme de «irrégulier (ex.: comme ma fille boîte, elle est externe pour la gymnastique, ou même: *de gymnastique*), nous obligeons les Français à interpréter le mot; c'est ainsi que M. le professeur Bray, dans son livre sur Sainte-Beuve, parlant d'*étudiants externes*, traduit par *auditeurs*; notons que le mot ne vaut guère mieux; cependant il est moins absurde! (Reproduisant mon article *Comment s'entendre?* une revue française s'égaya fort de ce contre sens).

J'ai gardé pour la fin de cette énumération un mot signalé beaucoup moins souvent que tous ceux-là, et qui mérite pourtant un vigoureux coup d'assommoir; peut-être l'erreur d'emploi que je vais commenter est-elle particulière à mon canton: si oui, on va, ailleurs, s'amuser à nos dépens; si non, à bon entendeur salut! à quelque région qu'elle appartienne.

Une fillette rentre à la maison: « j'ai eu 8 pour *ma poésie* »; grands dieux! apprend-on à des gamines de 10 ans à tourner le vers? non point; elle a dit proprement sa petite fable. — Mieux encore: un directeur d'école — un directeur d'école! — enjoint à l'un de ses subordonnés « de mettre *une note de poésie* toutes les fois qu'il interroge ses grands élèves » (exercice de diction). — Mieux encore: « pour la *poésie* (mémorisation de textes), M. V. choisit aussi souvent de la prose que des vers ». — Mieux encore, comme exemple d'incompréhension: « pour la *poésie* (idem), j'aime mieux la *poésie* que la prose ». — Je ne dis pas que cette absurdité soit générale autour de moi; mais je puis bien affirmer qu'elle est fréquente entre Léman et Vully. — Le langage repose sur une convention...

*

Un peu d'*argot* d'écoliers, pour nous délasser.

U. Olivier définit la *châtaigne*: un bon coup de règle plate sur la main présentant les doigts réunis et les ongles en l'air.

Faire « l'école buissonnière » (expression bizarre, mais passée dès longtemps dans la langue courante); à Lausanne, c'est *béder*, ou *courber*; ailleurs *gater*, *bifer*, etc.; pour Frapié, déjà cité, c'est *caner* l'école.

De Jules Renard: « dis voir un peu, n'es-tu pas le *Pistolet* du maître? » nous dirions: le *chouchou*.

Nous jouons à *saute-mouton*; mais les dictionnaires donnent raison aux Margueritte, qui écrivent joliment: « Il préfère jouer à *saut-de-mouton*, parce qu'il ne rate pas de *botter*, en sautant, le *fond d'assiette* de Poum. »

Nous avons nos *saintes nitouches*; une institutrice française parle de « leur air de *saintes momies* ».

Sujet inépuisable, surtout du point de vue des expressions régionales: sujet plus amusant que ce qui fait l'objet de ma longue étude; et peut-être guère moins instructif.

Ed. Vittoz.

† Dr Edouard Vittoz.

Nous avons appris avec une profonde émotion, il y a quelques jours, le décès de notre excellent collaborateur M. le Dr Edouard Vittoz. Les articles que M. Vittoz a publiés dans « L'Ecole Bernoise », au cours de ces dernières années, étaient fort appréciés par nos lecteurs. Ce sont avant tout les problèmes linguistiques qui le préoccupaient. Rappelons ici les nombreux travaux qu'il a publiés sous le titre « Qu'est-ce qu'enseigner le vocabulaire? », dans lesquels il s'est efforcé de défendre la langue française, et accordons lui une pensée de sincère reconnaissance pour les enseignements qu'il nous a donnés. « Terminologie scolaire », que nous publions actuellement, en plusieurs suites, est le dernier article qu'il nous fit parvenir au début de l'hiver.

« L'Ecole Bernoise » adresse à la famille de l'aimable collaborateur que fut M. Vittoz, l'expression de sa profonde sympathie.

La rédaction.

Assemblée générale extraordinaire de la SIPSP,

à la Schulwarte à Berne, le 26 septembre 1942.

Compte rendu :

Dans son introduction, le président ad int. M. M. Flückiger, de Berne, salue les membres de la SIPSP et le représentant de la Société des maîtres aux écoles moyennes sans place (VSBM). La raison de la convocation de cette assemblée extraordinaire est la question des sans place devant le Grand Conseil. La date du 26 septembre a paru la plus pratique, juste entre les deux sessions du Grand Conseil. Autres objets importants: orientation sur la question des sans place — donner connaissance du rapport d'activité du Comité — programme de travail pour 1942/43 — organisation et remplacement des membres démissionnaires du Comité.

Il insista surtout, dans son allocution, sur la fermeté et la persévérance que nous devons apporter dans l'accomplissement de notre tâche, en travaillant dans le cadre de nos institutions démocratiques, le seul chemin par lequel nous puissions arriver au but désiré.

Le protocole de l'Assemblée constituante, présenté par M. Spycher, est accepté sans observation.

M. Paroz est élu traducteur.

Après l'approbation de la liste des tractanda, le président donna lecture du Rapport d'activité du Comité, duquel il ressort qu'en 6 mois, 10 séances ont eu lieu, plus trois séances extraordinaires et une assemblée d'orientation, au cours desquelles n'ont pas été traitées moins de 180 questions différentes. Il donna ensuite connaissance de la démission de M. Brügger, et des circonstances dans lesquelles elle s'est produite: incorrection vis-à-vis des deux sociétés de sans place. C'est M. Flückiger qui a repris son mandat. Une proposition d'exclure M. Brügger de la SIPSP est repoussée, car elle n'entre pas dans les compétences d'une assemblée extraordinaire.

Les rapports entre la SIB et la SIPSP sont excellents.

Un extrait des comptes montre qu'il est inutile d'augmenter le montant des cotisations annuelles.

M. Max Flückiger est élu président à l'unanimité. M. Paroz est confirmé dans ses fonctions de représentant du Jura. Nouveaux membres du Comité: MM. J.-P. Murbach, vice-président, Hans Schweingruber, premier secrétaire et Max Zumbühl, auxquels l'assemblée manifeste ainsi sa confiance. Vérificateurs des comptes: MM. Wenger et Sinzig.

La discussion qui suivit l'orientation du président, concernant la question des « sans place », devant le Grand Conseil, montra combien ces délibérations avaient été passionnément suivies.

La proposition du Comité d'adresser une lettre au Grand Conseil est acceptée à l'unanimité.

Le plan de travail 1942/43, dont l'objet principal est la suppression du chômage dans notre profession, prévoit surtout une grande activité jusqu'à la session de novembre du Grand Conseil, à côté de la poursuite des travaux pour la réalisation de nos revendications.

Divers: la parole est donnée à un grand nombre de collègues et plusieurs questions sont éclaircies.

En conclusion, le président mit l'assemblée en garde contre le défaitisme, aussi bien en ce qui concerne notre situation que vis-à-vis de notre pays. Il ne faut surtout pas nous laisser aller à ce genre d'agitation fébrile et sans but qui consiste à rouspéter dans le vide sans rien faire de positif. Il donna l'assurance, après avoir remercié tous ses collaborateurs, qu'il consacrerait toute son énergie à trouver la bonne solution à la question des instituteurs sans place.

Pleine d'un courage renouvelé, l'assemblée se sépara à 18.00 heures.

Commission de presse de la SIPSP.

Lettre de la SIPSP à la Direction de la Caisse d'assurance des instituteurs bernois.

Dans notre lettre du 18 juillet 1942, vous nous demandez à nous aussi de vous faire savoir quels sont nos vœux et nos propositions au sujet de la révision des statuts de notre Caisse.

Nous vous remercions pour votre demande. Les membres du Corps enseignant actuellement sans place s'intéressent beaucoup à la caisse de retraite, puisqu'ils sont destinés à en faire partie à plus ou moins bref délai.

Comme nous ne possédons malheureusement aucune connaissance technique en fait d'assurance, nous ne pouvons vous faire de propositions complètes et précises. C'est pourquoi nous nous bornons à vous soumettre nos vœux et suggestions, laissant aux hommes de métier ou à vous-mêmes le soin d'en trouver la réalisation technique.

Avant de vous exposer nos vœux, nous aimerions vous faire part des considérations générales suivantes:

La direction de la Caisse d'assurance, dans les temps difficiles que nous vivons, ne devrait en aucun cas se cristalliser sur des questions théoriques de mathématiques d'assurances, c'est-à-dire qu'elle doit prendre l'initiative de transactions extraordinaires. En temps normal on pourra et devra de nouveau travailler selon les théories éprouvées. (Qu'il nous soit permis de rappeler ici que le regretté secrétaire M. Graf a toujours été un partisan de telles mesures spéciales et temporaires.)

1. La Caisse d'assurance doit trouver un moyen de ramener la limite d'âge pour la mise à la retraite à 65 ans pour les instituteurs et 60 ans pour les institutrices.

Tous les bénéfices et cotisations, jusqu'au retour de temps normaux, devraient être consacrés à augmenter le nombre des pensionnés, en abandonnant provisoirement l'augmentation du capital. Celui-ci, qui s'élève actuellement à 23 millions de francs en gros, doit certainement suffire pour assurer toute sécurité.

2. En collaboration avec la SIB, la Caisse d'assurance doit trouver par quels moyens on peut arriver à faire verser à la caisse par les communes une contribution d'au moins 2% du salaire de l'instituteur.

L'instituteur n'est ni fonctionnaire communal ni fonctionnaire cantonal (juridiquement, rien n'est fixé), dans les circonstances actuelles, il est un peu les deux. De cette

façon, nous estimons que la commune devrait contribuer aussi au pensionnement des instituteurs (l'Etat le fait en ce qui le concerne).

3. Il faut trouver le moyen d'éviter, dans tous les cas, une augmentation de la cotisation des membres actifs. Cette solution doit être écartée de prime abord: une augmentation ne pourrait être supportée par les assurés.

4. En ce qui concerne le pourcentage pour l'attribution de la rente (art. 19), les chiffres doivent être modifiés de manière qu'on retire à l'avenir 30% du salaire au bout d'une année, 40% au bout de 10 ans, 50% au bout de 15 ans et 70% au bout de 35 ans d'activité.

L'abaissement de l'âge du droit à la retraite à 65 ans amènerait naturellement une nouvelle répartition, comme prévu ci-dessus.

5. La Caisse de retraite devrait donner aux sans place la possibilité de faire des versements volontaires et ceci d'une manière tout à fait libre, de façon qu'une partie ou la totalité de la finance d'entrée soit déjà versée au moment où ils trouveront une place et feront partie de la caisse. La somme dépasserait-elle le montant de la finance d'entrée, le surplus serait déduit des primes mensuelles, ou plutôt considéré comme primes mensuelles.

Nous formons le vœu que ces suggestions soient examinées attentivement et puissent être réalisées, et espérons que la Caisse d'assurance fasse de son côté tout son possible pour combattre le chômage dans notre profession.

Le comité de la SIPSP.

Mitteilungen des Sekretariats.

Bernischer Mittellehrerverein.

Wir möchten sobald als möglich die neuen Sektionsvorstände im Berner Schulblatt veröffentlichen und ersuchen daher um Bekanntgabe der Namen und Adressen bis zum 15. Februar 1943:

1. des Präsidenten,
 2. des Sekretärs,
 3. des Kassiers,
- insofern die Sektionen dies noch nicht gemeldet haben. Sekretariat des Bernischen Lehrervereins.

WER QUALITÄT SCHÄTZT, WÄHLT

«SCHMIDT-FLOHR»

die erstklassige Schweizermarke

SPEZIALITÄTEN: Kleine Flügel und Klaviere mit grosser Tonfülle zu vorteilhaften Preisen

Verlangen Sie bitte den farbigen Katalog bei

SCHMIDT-FLOHR AG., BERN

Marktgasse 34

10

Alle Bücher

BUCHHANDLUNG

Scherz

236



Bern, Marktgasse 25

Grosses Lager . Gute Bedienung . Prompter Bestelldienst

KREDIT-VERKAUF

mit monatlicher Teilzahlung

Herren-Anzüge und Mäntel, Knabenkleider, Damenmäntel, Kostüme, Blusen, Woll- und Seidenkleider, Schuhe, Stoffe, Bettwaren, Läufer, Linoleum, Möbel, Kinderwagen, Woldecken.

Rud. Kull, Bern, Aarberggasse 21

Muster und Auswahlsendungen werden nach allen Orten der Schweiz bereitwilligst versandt

GROSSE JUBILÄUMS-LOTTERIE

mit neuem, prächtigem Trefferplan: Treffersumme um Fr. 125 000.— erhöht auf

Fr. 655 000

50 JUBILÄUMS-ZUGABETREFFER VON JE FR. 1000.—
mit Einzel-Auslosung!

Im ganzen: 26 879 Treffer im Werte von Fr. 655 000.

Jede 10-Los-Serie enthält mindestens 1 Treffer und 9 übrige Chancen!

1 Los Fr. 5.— plus 40 Rp. für Porto auf Postcheckkonto III 10026.

Adresse: Seva-Lotterie, Bern.

Ziehung schon im Februar



MUSIKALIEN u. INSTRUMENTE SCHULFUNKRADIO

in grosser Auswahl
und zu Vorzugspreisen
für die Lehrerschaft

214



Einfache, nette Tochter, 30 Jahre alt, ref., aus gut. Hause, wünscht

Bekanntschafft

zwecks späterer Heirat, mit Herrn in sicherer Stellung. Nur ernstgemeinte Offerten mit Bild erbeten unter Chiffre B. Sch. 22 an Orell Füssli-Annoncen, Bern.

Denken Sie bei Ihren Bestellungen an den widerstandsfähigen

Kraft-Farbstift

Noch in Metall- und Kartonschachteln zu 12 Farben sortiert lieferbar. — Prompter Versand durch den Alleinvertrieb: 81

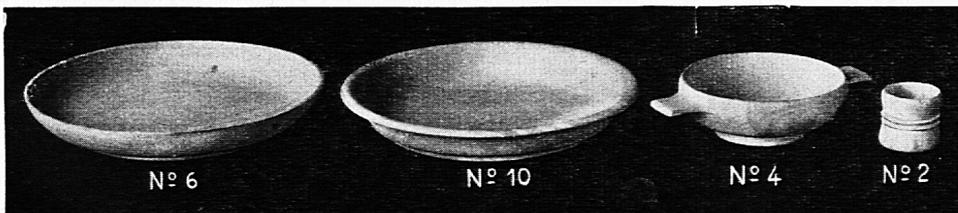
Darlehen-Kredite

mit und ohne Sicherstellung, je nach Lage, durch aargauisches Kredit-Institut. Rückzahlbar in Monatsraten oder auf bestimmten Termin. Begründete Gesuche an Postfach 6, Reinach (Aarg.)

PRÊTS

de fr. 300.— à 1500.—, rembours. en 12 à 18 mensualités, très discrets, sont accordés de suite aux membres du corps enseignant et à toute personne solvable. Timbre réponse. BANQUE GOLAY & CIE., Paix 4, LAUSANNE.

Wärtli & Co., Aarau



25 cm Ø, roh

25 cm Ø, roh

15 cm Ø, roh

Holzteller und -schalen

in allen gewünschten Grössen

in Ahorn- oder Lindenholz, zum Bemalen, Brennen und Kerbschnitt, beziehen Sie vorteilhaft bei Fr. Bossler, Kleinmöbelfabrik, Grosshöchstetten (Bern)

Verlangen Sie bitte Mustersendungen 2

Bieri-Möbel

Aus unsern Werkstätten kaufen Sie nur gute Handwerks-Arbeit. Ständige schöne Ausstellung. — Ab Lager auch preiswerte Serienmöbel. Ein Besuch wird es Ihnen beweisen.

Rubigen

BEI BERN
TEL. 7 15 83